

Praktische Intelligenz und moralische Imbezillität.

Von
S. Galant.

Mit 6 Textabbildungen.

(Eingegangen am 10. Juli 1920.)

I. Praktischer Sinn und praktische Intelligenz.

Man hat bis jetzt sehr oft von einem praktischen Sinn, so wie man z. B. heute noch von einem ästhetischen Sinn spricht, gesprochen. Man hat über moralische Gefühle, moralisches Fühlen, moralisches Denken verhandelt, man ist aber auf eine „moralische Intelligenz“ zu sprechen nicht gekommen. Die Psychologie und Psychiatrie unserer Zeit aber bei allem Bestreben, dem Gefühlsleben den Löwenanteil in der Ausbildung unserer geistigen Persönlichkeit zu geben, verfällt in das Extrem der Intelligenzbetrachtung der geistigen Phänomene. Man spricht nicht mehr vom praktischen Sinn, sondern von „natürlicher“¹⁾ oder praktischer Intelligenz; es wird nicht mehr von moralischem Verfall, moralischer Minderwertigkeit gesprochen, sondern es wird eine „moralische Imbezillität“ beschrieben, als ob es auch eine spezielle „moralische Intelligenz“ gäbe. Und man spricht von diesen neuen Sachen, ohne einen Anstoß zu fühlen, als ob es etwas ganz Selbstverständliches wäre.

Wir fühlen den Anstoß und reagieren auch demgemäß. Diejenigen aber, die einen solchen Anstoß fühlen, werden vielleicht hier einwenden, ob es eigentlich kein bloßer Wortstreit sei. Ist es nicht gleich, ob man vom praktischen Sinn oder praktischer Intelligenz, von moralischem Verfall oder moralischer Imbezillität spricht, wenn man aber dabei „das Gleiche denkt“? Darauf gibt es nur eine Antwort: Unsere Aus-

¹⁾ Der Begriff „natürliche“ Intelligenz, selbst in Gänsefüßen, wie er von E. Stern (Monatsschr. f. Psychiatr. u. Neurol. 46) gebraucht wird, sollte sofort aus der wissenschaftlichen Terminologie ausgemerzt werden. Wenn man sich noch mit dem Begriffe der praktischen Intelligenz befreunden kann, so ist der Begriff der „natürlichen Intelligenz“ da, nur um Mißverständnisse zu schaffen. Was soll z. B. der Tierpsycholog mit dem Begriffe der „natürlichen“ Intelligenz anfangen? Haben die Tiere eine „natürliche“ Intelligenz, oder ist die Intelligenz der Tiere irgendwie anders geschaffen? Und wenn die Tiere nur eine „natürliche“ Intelligenz haben, so ist ein Mensch mit nur „natürlicher“ Intelligenz in Hinsicht auf Intelligenz einem Tiere gleichzustellen?

drucksweise drückt unseren Gedanken ihren speziellen Stempel auf, und es ist unmöglich, das gleiche zu denken, wenn man Worte gebraucht, die einen speziellen Begriff hinter sich bergen und dabei dennoch das gleiche zum Ausdruck bringen sollen. Man versuche nur einmal unter praktischem Sinn und unter praktischer Intelligenz „das gleiche zu denken“, und man wird sich gleich überzeugen, auf was für Schwierigkeiten man stoßen wird. Und wie weit unsere Ausdrucksweise das Denken beeinflusst, beweist die allgemein bekannte Frage Plutarchs: Hat das Ei das Huhn geschaffen oder das Huhn das Ei zur Welt gebracht, und eins der Beweise für diese letztere Hypothese ist die Tatsache, daß man immer das Ei eines Huhnes und nicht das Huhn eines Eies sagt¹⁾.

Praktischer Sinn und praktische Intelligenz sind also nicht das gleiche. Wie sind diese zwei Begriffe auseinanderzuhalten?

Sir John Lubbock sagt: Man mag den Tieren noch soviel Intelligenz zugestehen, niemand wird behaupten wollen, daß ein Elefant oder ein Hund die Natur bewundern können, was nur dem Menschen eigen ist. Es ist ein besonderes Privilegium des Menschen, einen Sonnenaufgang und -untergang in ihren unnachahmbaren Chamäleonfarben zu genießen, von der Schönheit der Berge, der See, der Landschaften bezaubert zu werden, in den duftenden Wellen der Luft sich zu baden und von Vogelsang, Blumenduft und -pracht sich bis zur Selbstvergessenheit zu berauschen. Jeder von uns wird mit Lubbock das gleiche sagen, und wir werden noch hinzufügen: Den Tieren fehlt der ästhetische Sinn für die Natur vollständig.

Den Tieren fehlt der ästhetische Sinn und nicht an „ästhetischer Intelligenz“. Ein Kind von der Intelligenzstufe eines Elefanten kann noch immer von einem Sonnenuntergang verblüfft werden, wie es z. B. mit Taines 18 Monate altem Kinde der Fall war²⁾, ein Elefant aber nie. Und es gibt hochintelligente Menschen, die für die Schönheiten der Natur nur so viel Sinn haben wie ein Elefant.

Der ästhetische Sinn also hat mit der Intelligenz nichts zu tun.

¹⁾ Die mächtige Wirkung der Sprache auf unsere Denkweise wird besonders stark von Le Dantec in seinem Lehrbuche der Biologie hervorgehoben. Le Dantec schreibt den Anthropomorphismus oder das anthropomorphische Zentrum fast ausschließlich der Wirkung eines einzigen Faktors, dem der Sprache, zu. Es heißt dort wörtlich: „L'erreur anthropomique, la plus importante de toutes en biologie, et même on peut le dire hardiment la source de toutes les erreurs, tient presque exclusivement au langage; le langage créé par les hommes pour raconter les atres des hommes a servi ensuite pour raconter l'activité des autres animaux et est devenu par suite de moins en moins précis à mesure qu'on s'en est servi pour des êtres de plus en plus éloignés de nous.“

²⁾ S. Galant, Teste zur Prüfung des Sprachvermögens. Neurol. Centralbl. 1919, Nr. 17. S. 546.

Um ästhetisch fühlen zu können, braucht man keine Intelligenz, sondern einen fein entwickelten ästhetischen Sinn.

Wir wollen uns hier mit dieser Feststellung begnügen und nach dem ästhetischen Sinn weiter nicht forschen. Hier angelangt können wir unsere Untersuchungen über den praktischen Sinn verfolgen.

Den Tieren fehlt der praktische Sinn ebenso ganz wie der ästhetische Sinn. Ein Tier hat es nie fertig bringen können, mag es noch so intelligent sein, seine Intelligenz praktisch zu verwenden. Der wilde Mensch des Steinzeitalters wußte sich Instrumente zu schaffen, mit deren Hilfe er seine primitiven Bedürfnisse zu befriedigen verstand, und seine Intelligenz war doch nicht weit fortgeschrittener als die der ihn umgebenden Tiere, was man zu sagen wagen darf, wenn viele es wagen, die Kenntnisse eines Aristoteles mit denjenigen eines Schulknaben unserer Zeit zu vergleichen. Für die Herstellung eines einfachen Instrumentes ist viel Intelligenz nicht notwendig. Selbst Kinder bringen es fertig, originelle Instrumente herzustellen. Dagegen gibt es wiederum sehr intelligente Köpfe, die nicht nur ein einfaches Instrument zu konstruieren nicht imstande sind, sondern die einfachsten Instrumente handzuhaben nicht verstehen und besonderer Anweisungen dafür bedürfen.

Der praktische Sinn läßt sich also seinem Wesen nach mit dem ästhetischen Sinn gleichstellen. Der praktische Sinn ist etwas, das mit der Intelligenz gar nicht fest verbunden ist und sich neben einer verhältnismäßig niedrigen Intelligenzstufe mit Erfolg betätigen kann. Das Primäre bei einer erfolgreichen praktischen Betätigung ist der praktische Sinn, dem später die Intelligenz zu Hilfe kommen kann, um ihn weiter und fruchtbarer zu entwickeln. Es gibt somit streng genommen keine praktische Intelligenz, sondern einen praktischen Sinn, dem die Intelligenz zu Hilfe kommt, wenn jener um solche appetiert.

II. Intelligenz und praktische Intelligenz.

Wie unrichtig also der Begriff der praktischen Intelligenz an sich sein mag, er hat sich seinen Weg in der Psychologie und Psychiatrie durchgeschlagen, und es gibt schon zahl- und umfangreiche Arbeiten über die praktische Intelligenz, es gibt Teste zur Prüfung dieser Intelligenz, und bald werden wir wahrscheinlich ein dickes Buch über die praktische Intelligenz besitzen. Es ist also fruchtlos, gegen diesen Begriff zu kämpfen, und indem wir unter der praktischen Intelligenz den praktischen Sinn verstehen werden, wollen wir zu einigen speziellen Fragen übergehen.

Wie äußert sich die Intelligenz im praktischen Sinn? Gibt es Erscheinungen, wo die Intelligenz und der praktische Sinn zusammen

oder aneinanderstoßen, wo die eine in den anderen übergeht und ihn befruchtet? Schauen wir uns um, um das Zusammenwirken von Intelligenz und praktischem Sinn uns näher zu vergegenwärtigen.

Besprechen wir vor allem einige sehr wichtige und sehr charakteristische Beobachtungen.

Beobachtung I.

Ein Mann in den 50er Jahren nimmt in der Bibliothek ein Nachschlagebuch und will es an Ort und Stelle konsultieren. Das könnte unser Mann auch in dem Lesesaal der Genfer Bibliotheken, wo diese Beobachtung gemacht worden ist, machen, da das Büchergestell ein Schiebbrett hat, das man hinausschieben kann, um darauf das Buch zu legen. Um das Schiebbrett zu benutzen, muß man die Hand in einen halbmondförmigen Ausschnitt des unter dem Spielbrette sich befindenden beweglichen Fachkastens von der Höhe eines Folianten hineinlegen, die Handfläche gegen die Unterfläche des Schiebbrettes wenden und mit den Fingern das Brett an sich ziehen. Neben dem Mann steht ein Leser und konsultiert ein Buch auf einem hinausgeschobenen Schiebbrett. Unser Mann will nun auch ein Schiebbrett benutzen, statt aber zu machen, wie wir es oben angegeben haben, faßt er den Fachkasten am halbmondförmigen Ausschnitt und zieht ihn an sich, was nicht ganz leicht ist, da er dickleibige Bände einer Enzyklopädie beherbergt. Der Mann merkt, daß er im Irrtum ist, stößt den Fachkasten wieder hinein und zieht ihn wieder an sich, bekommt aber natürlich nicht das Brett, sondern wiederum den Fachkasten, schiebt ihn von sich und geht zu einem Tisch, wo er ohne Schwierigkeiten das Buch konsultieren kann. Was fehlt unserem Manne: Intelligenz, praktische Intelligenz oder praktischer Sinn?

Vor allem fehlt dem von uns beobachteten Manne an praktischen Sinn. Hätte der Mann in dem Lesesaal keinen Tisch zur Verfügung gehabt, er hätte sich mit seinen zwei flüchtigen Experimenten nicht begnügt, er hätte den Fachkasten so lange hin- und hergeschoben, bis er sich schließlich überzeugt hätte, daß der halbmondförmige Ausschnitt in dem Fachkasten nicht dafür da ist, um an diesem zu ziehen, sondern nur dafür, um die Hand hineinzulegen und von unter her das Brett zu schieben, was er schließlich zustande gebracht hätte. Unser Mann hat aber etwas anderes im Kopf gehabt, und es war ihm langweilig, den Fachkasten hin- und herzuschieben, bis er schließlich ein befriedigendes Resultat bekomme, desto mehr, als ein Tisch da steht, den er ohne weiteres benutzen kann. Er hat keinen praktischen Sinn, weist keine Ambitionen in dieser Hinsicht auf und richtet seine Intelligenz auf abstrakte, vielleicht philosophische Probleme.

Beobachtung II. (Selbstbeobachtung.)

Ich bekam einmal als Verfasser bei einem psychologischen Experiment ein Kästchen mit einem Geheimverschluß (wir werden so ein Kästchen „Geheimverschlußkästchen“ nennen, in der Hoffnung, daß dieses Wort, wenn es ein Neologismus ist, schön deutsch klingt) mit der Aufforderung dieses Kästchen aufzumachen. Ich trat an die Arbeit, ohne zu denken. Ich habe einen Spiraldraht, den ich sah, aus einem Loch, in dem er gehangen war, hinausgedreht, ich habe an einer schlüsselartigen Schraube gedreht, bis sie außen war, ich habe einen Eisenstab hinausgezogen, ich habe noch etwas an dem Kästchen mit den Händen herumgemacht, ohne zu wissen, warum ich es mache, und das Geheimverschlußkästchen war offen. Wo ist in meinem Handeln Intelligenz oder praktische Intelligenz zu erblicken? Ich sehe in meinem Handeln in diesem Fall nichts von all dem und habe mich überzeugt, daß manches Experiment, das dazu dienen soll, um die praktische Intelligenz zu prüfen, weder die praktische noch irgendwelche andere Intelligenz prüft, sondern sonst sehr interessant ist und in einer anderen Richtung hin belehrend.

Beobachtung III.

Dagegen stößt man in der Literatur auf Phänomene des geistigen Lebens, die in bezug auf die uns interessierenden Probleme sehr belehrungsreich sind, von denen wir hier ein Beispiel, das wir Alexandre Dumas¹⁾ entlehnen, anführen.

Es handelt sich um einen Fall, der nach Dumas²⁾ seinerzeit in der Welt der Gelehrten großes Aufsehen machte und zu langwierigen Diskussionen geführt hatte, die wir aber jetzt nicht verfolgen können, da Dumas nicht angibt, in welchen Zeitschriften und in welchen gelehrten Kreisen seine Entdeckung zu den von ihm erwähnten Disputen geführt hat. Die Entdeckung selbst ist folgende: Im Wallis fischt der Bauer nachts Forellen im Bach mit Laterne und Hippe!

Wir führen hier wörtlich den Passus an, wo dieser Fischfang beschrieben wird, weil er vom höchsten Interesse und äußerst belehrungsreich ist.

En effet cette lanterne avec son long tuyau était destinée à explorer le fond du torrent tandis que le haut de conduit, sortant de l'eau laissait pénétrer dans l'intérieur du globe la quantité d'air suffisante à l'alimentation de la lumière. De cette manière le lit de la rivière se trouvait éclairé circulairement d'une grande lueur trouble et blafarde qui allait s'affaiblissant au fur et à mesure qu'elle s'éloignait de son centre lu-

¹⁾ Dumas, Impressions de voyage en Suisse.

²⁾ Dumas, Excursions sur les bords du Rhin.

mineux. Les truites qui se trouvaient dans le cercle qu'embrassait cette lueur ne tardaient pas à s'approcher du globe, comme font les papillons et les chauves-souris attirés par la lumière se heurtant à la lanterne, et tournant tout alentour. Alors Maurice levait docement la main gauche qui tenait le falot; les étranges phalènes, fascinées par la lumière, la suivaient dans son mouvement de l'ascension; puis de que la truite paraissait à fleur d'eau, sa main droite armée de la serpe frappait le poisson à la tête, et toujours si adroitement que, éourdi par la violence du coup, il tombait au fond de l'eau, pour reparaître bientôt mort et sanglant et passer incotinent dans le sac suspendu au cou de Maurice comme une carnassière.

J'étais stupéfait: cette intelligence supérieur, dont j'étais si fier il n'y avait que cinq minutes était confondue; car il est évident que si la veille encore, je m'étais trouvé dans une île désert avec des truites au fond d'une rivière pour toute nourriture, et n'ayant pour le pêche qu'une lanterne et une serpe cette intelligence supérieure ne m'aurait probablement pas empêché de mourir de faim.

Die Bemerkung, die Dumas der Beschreibung des Fischfanges mit Laterne und Hippe hinzufügt, ist nicht minder interessant als die Beschreibung selbst. Dumas meint, das wäre er, der Besitzer der höheren Intelligenz, an dem dem Fischfange noch vorausgehenden Tage auf einer öden Insel, und statt jeder Nahrung wären das nur Forellen am Grunde eines Baches, um die zu fangen ihm nichts anderes als eine Laterne und ein Gartenmesser zur Verfügung ständen. Seine höhere Intelligenz hätte ihn wahrscheinlich nicht verhindern können, vor Hunger zu sterben.

Wohlgemerkt, wahrscheinlich! Denn Robinson Crusoe verstand es, doch schließlich auf einer ganz wüsten Insel nicht nur nicht vor Hunger zu sterben, sondern sogar wohlhabend zu werden. Die Not schafft oft Wunder.

Aber die Bemerkung Dumas ist doch sehr charakteristisch. Dumas vertraut nicht seiner hohen Intelligenz, das zu erreichen, was der Bauer mit seiner viel niedriger stehenden Intelligenz erreicht hat, und Dumas hohe Meinung von seiner Intelligenz wird ziemlich bescheiden.

Fragen wir uns nun das, was Dumas sich nicht fragt, nämlich, wieso der Walliser Bauer dazu kam, Forellen mit Laterne und Hippe zu fangen, so wird die Antwort darauf schwer zu geben sein. Man kann aber mit gewisser Wahrscheinlichkeit sagen, daß der Walliser Bauer viele Jahre vor Loeb durch eine zufällige Beobachtung die Erscheinungen des Tropismus, speziell den Lichttropismus der Fische entdeckt hat und ihn auch auf seine Art sofort praktisch verwendet hat.

Hat der Walliser Bauer etwa die Intelligenz eines Loeb und aller der gelehrten Köpfe, die seit einigen Jahrzehnten diese Bücher über den

Tropismus schreiben, ohne genau angeben zu können, was Tropismus sei, wo er anfängt, und wo er endet, und was für eine Rolle er in der Natur spielt? Unser Bauer weiß bis auf heute nicht, wie auch die Gelehrten, was Tropismus sei, kennt selbst das Wort Tropismus nicht (das auch Dumas nicht kennt, weil es zu seiner Zeit noch nicht existiert hat), hat aber den Tropismus zu seinem eigenen Nutzen so ausgebeutet, daß er Bewunderung bei unseren intelligentesten Köpfen hervorruft.

Hat nun der Walliser Bauer Intelligenz, praktische Intelligenz oder praktischen Sinn? Vor allem praktischen Sinn. Der Bauer philosophiert nicht, sondern arbeitet, und die zufälligen Beobachtungen, die er macht, verwendet er nicht, um dicke Bücher zu schreiben, sondern um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn ein Bauer sieht, daß Fische durch Licht angezogen werden, so schreibt er keine Bücher über den Lichttropismus der Fische, sondern holt eine Laterne, zieht durch das Licht der Laterne die Fische bis auf die obere Schicht des Wassers an, tötet sie mit dem Gartenmesser und ißt sie mit großem Appetit, um weiter arbeiten zu können. Man sage von dem Walliser Bauer, der zuerst Fische mit Laterne und Hippe gefangen hat, was man will. Er war gewiß so bescheiden, wie Emil du Bois-Reymond, der am Ende aller Wissenschaft sein bescheidenes Ignorabimus, hinstellte und der Walliser Bauer gehört wie Emil du Bois-Reymond in die preußische Akademie der Wissenschaften.

III. Nähere Beleuchtung der drei obigen Beobachtungen.

Die drei Beobachtungen, die wir im vorausgehenden Abschnitt angeführt haben, sind jede für sich ein Typus und sind so charakteristisch, daß sie es verdienen, daß man auf sie wieder zu sprechen kommt und sie näher und allseitig beleuchtet. Allen diesen Beobachtungen ist das eine gemein: Es wird zweckmäßiges, ein bestimmtes Ziel anstrebendes Handeln verlangt. Das Resultat dieses Handelns sowie der Anteil, den die verschiedenen Komponenten der Psyche an diesem Handeln nahmen, ist verschieden. Gehen wir auf diese Verschiedenheiten näher ein.

Im Handeln der Beobachtung I ist nur das Fehlen des praktischen Sinns zu konstatieren. Unser Mann, der dickleibige Folianten in der Bibliothek konsultiert, wird schließlich genug Intelligenz besitzen, um ein Schiebbrett hinausschieben zu können und es regelrecht zu benutzen. Unser Mann ist aber so mit der Welt der abstrakten Ideen, die er in seinen Folianten aufsucht, verwachsen, daß er keine Zeit findet, mit der umgebenden realen Welt in nähere Berührung zu kommen und noch weniger um Hindernisse, die sie ihm auf seinem Wege legt, zu beseitigen. Hindernisse, die ihm begegnen, beseitigt er nicht, sondern er umgeht sie. Und so hat unser Mann auch die Hindernisse beim Schiebbrett, die eigentlich keine sind, umgangen, indem er Platz bei einem

fertigen Tisch nahm und auf die Improvisation eines Tisches mit Hilfe des Schiebbrettes verzichtet. Hätte der Mann in der Bibliothek keine Tische zur Verfügung gehabt, er würde genug Intelligenz bei sich finden, um sich eines Schiebbrettes bedienen zu können.

Die Beobachtung II, die mich selbst betrifft, beweist, daß oft bei Lösung eines Problems, wo sich hauptsächlich die Hände betätigen, die Intelligenz nicht viel mitspricht oder ganz schweigt. Jedenfalls konnte ich bei mir selbst beim Aufmachen des Geheimverschlußkästchens keinen Denkkakt feststellen. Und dennoch habe ich das Kästchen aufgemacht! Ich habe es so vollbracht, wie es die meisten Kinder in solchen Fällen machen: ohne zu denken. Dagegen gibt es „philosophische“ Köpfe, die vor ein solches Kästchen gestellt stundenlang nachdenken, wie es aufzumachen sei, statt es den Händen zu überlassen. Diese Tatsache benutzte der berühmte russische Fabeldichter Krylow, um eine köstliche Fabel („Lartschick“) über einen solchen philosophischen Kopf zu schreiben. Er bemerkt am Ende der Fabel: Und das Kästchen war einfach aufzumachen! Viel Intelligenz brauchte man also dafür nicht.

Diese Tatsache hat auch ein französischer Zoologe, dessen Arbeit und Name mir entgangen sind, experimentell festgestellt. Er experimentierte an Kindern und Erwachsenen mit Hilfe eines Geheimverschlußkästchens und stellte fest, daß Kinder im Durchschnitt das Kästchen schneller aufmachen als Erwachsene; er schreibt es dem Umstande zu, daß Kinder beim Experiment weniger denken und mehr handeln¹⁾.

Wir sehen also, daß das, was man praktische Intelligenz nennt, mehr der praktische Sinn ist, der ohne Intelligenz oftmals schneller und sicherer wirkt, als es die Intelligenz machen könnte. Wenn aber der praktische Sinn es dazu bringt, daß er unter Mitwirkung der Intelligenz fruchtbarer arbeitet und zu neuen Entdeckungen anregt, so kann man schließlich von praktischer Intelligenz reden, wie es bei der Beobachtung III, beim Walliser Bauern der Fall ist. Beim Walliser Bauern handelt es sich um eine Erfindung, bei der der praktische Sinn die Hauptrolle spielte, die aber ohne Intelligenz unmöglich stattfinden könnte. Der Bauer mußte zuerst beobachten können, daß Fische durch Licht stark angezogen werden, was ohne Intelligenz nicht zu erreichen war. Das übrige machte der praktische Sinn.

So sehen wir in unseren drei Beobachtungen, wie Intelligenz ohne praktischen Sinn (Beobachtung I) arbeitet, wie praktischer Sinn ohne Intelligenz (Beobachtung II) sich betätigt, und schließlich (Beobachtung III), wie praktischer Sinn und Intelligenz zusammenwirken. Man muß

¹⁾ Das Experiment mit dem Geheimverschlußkästchen habe ich als VP. durchgemacht bevor ich von den Resultaten der Versuche des französischen Zoologen etwas gewußt habe.

sagen, daß ein feiner praktischer Sinn und eine nicht minder gut ausgebildete beobachtungsfähige Intelligenz in ihrer Synthese den wahren Fortschritt bilden, und für das Gedeihen der Zivilisation unentbehrlich sind.

IV. Teste zur Prüfung der praktischen Intelligenz.

Der Walliser Bauer belehrt uns, welche Teste zur Prüfung der praktischen Intelligenz am geeignetsten sind. Ein Test zur Prüfung der praktischen Intelligenz muß ein Element enthalten, wo der praktische Sinn sich betätigen könnte, und wo auch die Intelligenz zu intervenieren Gelegenheit hätte. Solcher Teste gibt es meines Wissens nicht viel. Ich will hier drei anführen: den ersten entnehme ich Claparède¹⁾, die zwei anderen habe ich selbst erdacht.

I.

Ein Ballen ist in einer rundgeformten Wiese verloren gegangen. Das Gras ist so hoch gewachsen, daß man nur einige Schritte weit von sich sehen kann. Welchen Weg werden Sie einschlagen, um den Ballen zu finden? (VP. hat eine Zeichnung zu machen und den Weg, den sie verfolgen wird, einzuzeichnen.)

II.

Der kleine Karl schaute mal direkt in die Sonne und erblindete auf seinem einen Auge. Statt sich zu enthalten und nicht mehr in die Sonne zu schauen, machte es Karl noch einmal und erblindete auf seinem zweiten Auge. Was wird geschehen, wenn Karl zum dritten mal in die Sonne schaut?

III.

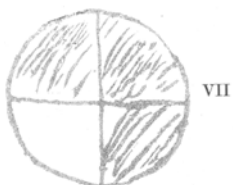
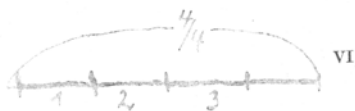
V. P. soll dreiviertel zeichnen (nicht schreiben!)

Diese drei Teste habe ich verwendet bei Experimenten, die nicht speziell die praktische Intelligenz im Auge hatten, sie sind aber sehr geeignet, zur Prüfung der praktischen Intelligenz und sind von hohem Werte, weil man mit ihrer Hilfe den praktischen Sinn und das Eingreifen der Intelligenz in denselben kontrollieren kann.

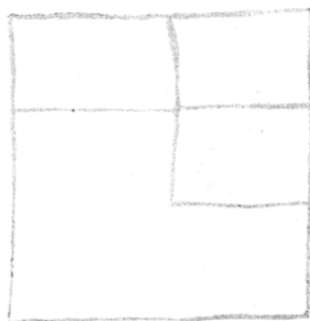
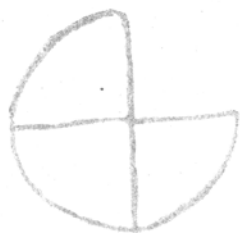
Alle drei Teste verlangen von der Versuchsperson nicht nur Intelligenzanwesenheit, sondern verfolgen einen praktischen Zweck. An der Art und Weise, wie die VP. den Ballen suchen wird, wie sie $\frac{3}{4}$ zeichnen wird, was für einer Meinung sie über den auf seinen beiden Augen blinden Karl, der dennoch, so blind er auch sei, in die Sonne schaut, sein wird, werden wir urteilen können, ob sie praktischen Sinn hat, und ob ihre Intelligenz in sie fruchtbar eingreifen kann.

Um einen Ballen zu suchen, braucht man keine Intelligenz oder viel Intelligenz, je nachdem man das Problem anschaut, und je nachdem,

¹⁾ Claparède, Diverses catégories des tests mentalesants. Schweiz. Arch. f. Neurol. u. Psychiatr. 3.



VI. und VII. Jahr (Primarschule).

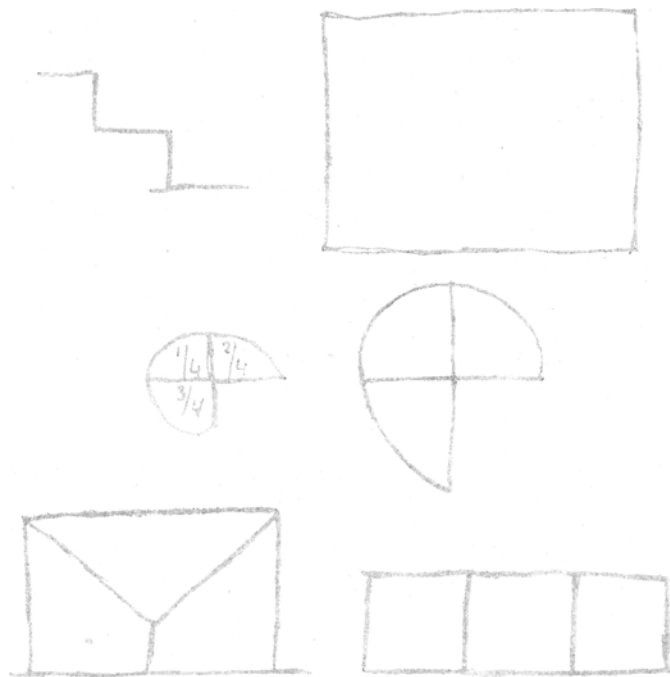


IV. Jahr (Primarschule).

wie das Problem gestellt ist. Um aber am Tisch sitzend einen Plan der Suche aufzuwerfen, muß man praktischen Sinn und mehr oder weniger Intelligenz haben.

Um $\frac{3}{4}$ zu schreiben, braucht man weder Intelligenz noch praktischen Sinn, wenn man es einmal gelernt hat. Um $\frac{3}{4}$ zu zeichnen, eine Aufgabe, die gewöhnlich nie gestellt wird, braucht man beides.

Und schließlich, um auf den Test vom kleinen Karl antworten zu können, muß man nicht Intelligenz haben, sondern man muß praktisch



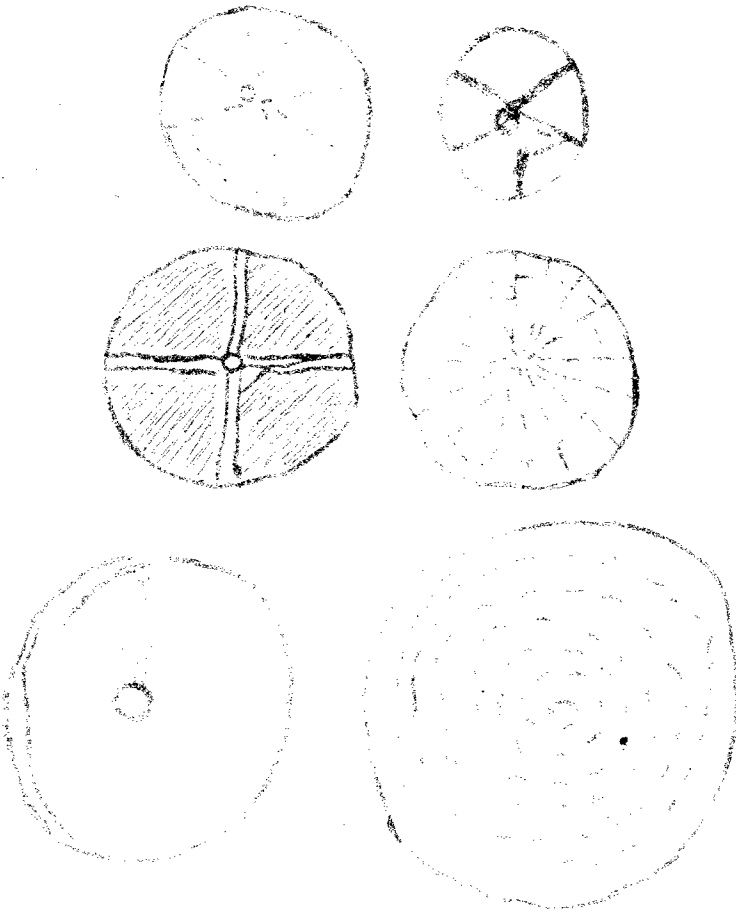
V. Jahr (Primarschule).

sein, mit der umgebenden Welt in Berührung gekommen sein und seine Wirkungen erprobt haben.

Wie Kinder Test I und III beantworten, kann man auf den hier beiliegenden Tafeln sehen. Beifolgend möchten wir einige falsche Antworten auf dem Test des kleinen Karl anführen.

Karl wird schwer erkranken, wenn er wieder die Sonne anschaut (13 Jahre). Er wird verrückt werden (14 Jahre). Zum drittenmal wird er sterben (12 Jahre). Wenn er zum drittenmal in die Sonne schaut, so wird er sich die Augen verbrennen (13 Jahre). Wenn Karl zum drittenmal die Sonne anschaut, so wird er noch mehr erblinden. — Zum drittenmal wird er ganz erblinden (12 Jahre). Er wird wiederum sehen (14

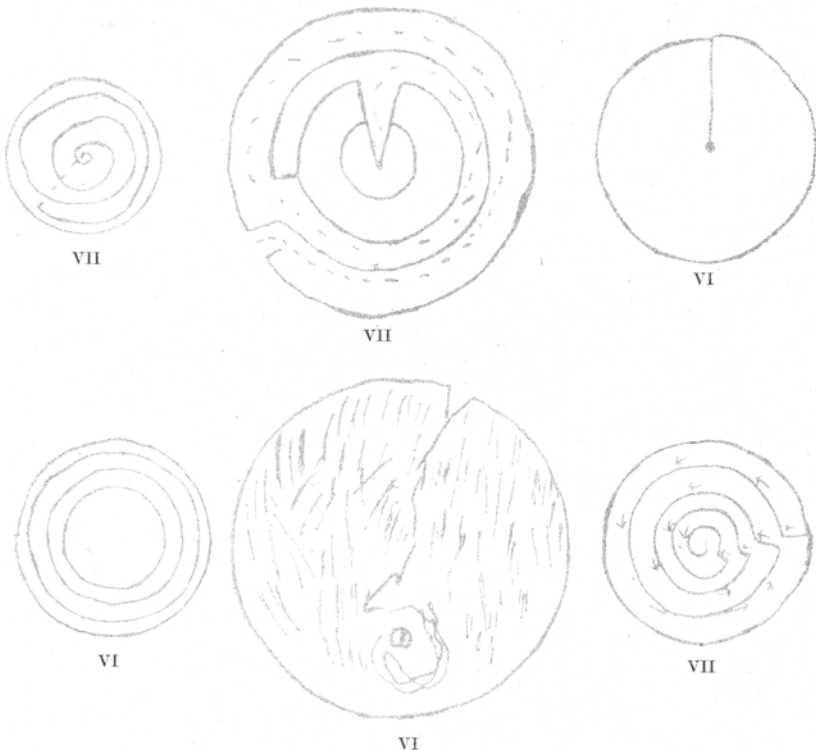
Jahre). Er wird weinen, und seine Augen werden trübe sehen (14 Jahre). Er wird seine Augen verlieren (11 Jahre). Er wird einen Hitzschlag bekommen (13 Jahre). Er wird geheilt sein. — Er wird auf beiden Augen sehen (12 Jahre). Er wird sich die Nase verbrennen (11 Jahre). Er wird verrückt werden (11 Jahre). Er muß eine Brille anlegen usw.



IV. Jahr (Primarschule).

Wie sind so merkwürdige Antworten zu erklären? Weiß denn ein 13–14-jähriges Kind nicht, daß ein Individuum, das seine beiden Augen verloren hat, nicht mehr sehen kann und selbst, wenn es in die Sonne „schaut“? Aber Kinder, die solche Antworten, wie wir oben angeführt haben, geben, sind eben nicht „praktisch“, haben keinen praktischen Sinn und leben in der Welt ihrer Phantasien. Das Kind, das sagt, Karl wird wiederum sehen, wenn er zum drittenmal in die Sonne schaut,

glaubt an Wunder. Er hat schon gewiß gehört, daß Christus durch bloße Berührung Blinde sehend gemacht hat, und warum soll so ein Wunder auch dem kleinen Karl nicht passieren? Karl wird, obwohl völlig blind, in die Sonne schauen und wird sehend werden! Gibt es ein schöneres Wunder? Und das Kind, das meint, Karl müsse sterben, wenn er zum drittenmal in die Sonne schaut, betrachtet den Karl als ein widerspenstiges Kind, das bestraft werden muß. Und sterben ist eine recht

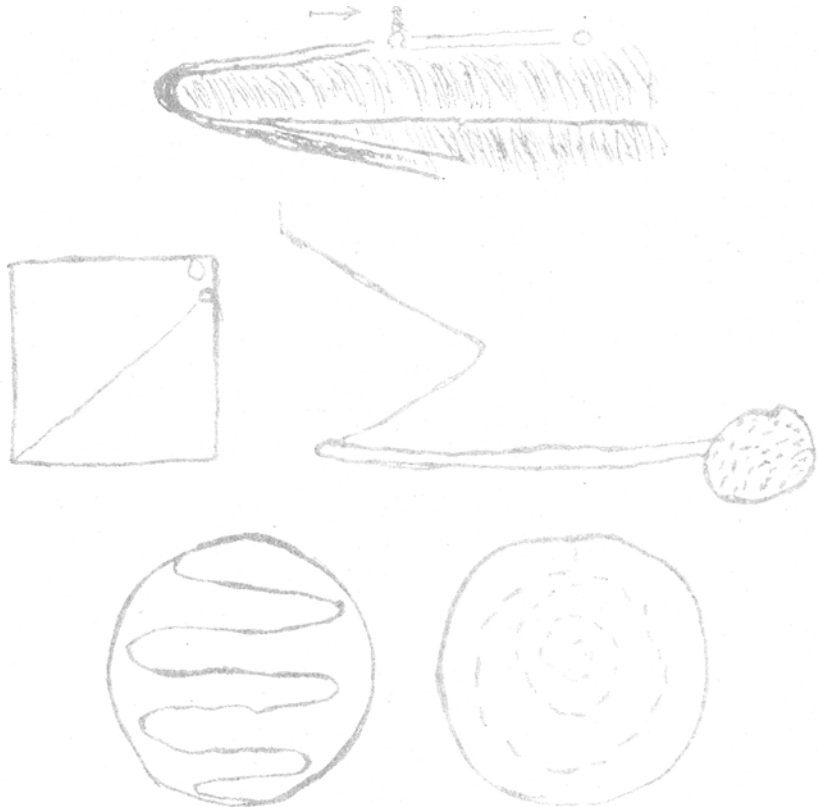


VII. und VI. Jahr (Primarschule).

gute Strafe für ein „böses“ Kind, das gar nicht gescheit werden will und immer wieder in die Sonne schaut, trotzdem es jedesmal blind wird. Derjenige Schüler, der sagte, Karl muß sich zum drittenmal eine Brille verschaffen, um in die Sonne schauen zu können, ist blind auf einem Auge und sieht sehr schlecht mit dem anderen und nur dank seiner Brille kann er noch überhaupt etwas sehen und glaubt darum an die Wunderkraft einer Brille, die einen Blinden sehend machen kann. Allen diesen Antworten ist aber das eine gemein: Sie zeugen, daß die Schüler, die so antworten, keinen praktischen Sinn haben und in der

Welt ihrer Phantasien, wie der Philosoph in der Welt seiner Abstraktionen, leben.

Teste wie die vom kleinen Karl und die zwei anderen, die wir angeführt haben, sind also viel geeigneter für die Prüfung der praktischen Intelligenz als die die Stern (l. c.) in seiner Arbeit anführt. Jedenfalls



V. Jahr (Primarschule).

sind sie praktischer, wenn wir auch bei der Prüfung der praktischen Intelligenz dem Prinzip dieser Intelligenz treu bleiben wollen, denn sie sind nicht zeitraubend, wie die Teste die Stern anzeigt, und führen eher und sicherer zum Ziel.

V. Intelligenz und moralische Imbezillität.

Wir knüpfen hier an die praktische Intelligenz die moralische Imbezillität an, da in beiden Fällen geglaubt wird, daß die Intelligenz dabei die wichtigste bzw. die Hauptrolle zu spielen hat. Der moralisch Imbezille soll irgendwie intellektuell defekt sein, wenigstens in bezug auf

die moralischen Begriffe, und darum soll er auch Verbrechen begehen, ohne auf Bestrafungen zu achten und ohne Suggestionen zugänglich zu sein.

Wir sehen aber nicht ein, was moralisches Benehmen mit Intelligenz zu tun haben soll. Ein Paralytiker kann im Anfang seiner Demenz sich als echter Christ benehmen und die höchste Moral üben. Er kann sein ganzes Vermögen, wie Jesus es angeraten hat, Armen oder Reichen verschenken, die ganze Welt heiß lieben, für fremdes Unglück, bei der Labilität seiner Affektivität, mehr Tränen vergießen als für sein eigenes, das er nicht kennt; mit einem Wort, ein dementer Paralytiker kann sich so moralisch benehmen, wie man sich nur denken kann. Ist der demente Paralytiker moralisch?

Ein hochintelligenter Mensch kann im Namen eines Ideals oder im Namen einer grenzenlosen Selbstsucht unzählige Verbrechen begehen. Die großen Staatsmänner und die großen Päpste sind die besten Beispiele dafür. Waren etwa hochbegabte Männer, wie Cardinal Richelieu, der Regent Biren oder der Papst Alexander VI. imbezill oder nur moralisch imbezill?

Es ist ganz unverständlich, wieso man auf eine moralische Imbezillität, eine „moral insanity“ zu sprechen kam, wo Moral hauptsächlich oder fast immer mit Sitten verbunden ist, und was heute moralisch, morgen unmoralisch ist und umgekehrt, wie es in den Völkersitten leicht zu verfolgen ist, und wo es eigentlich keinen streng abgegrenzten intellektuellen Maßstab für moralisch und unmoralisch gibt. Wir können das „moralische“ Handeln eines dementen Paralytikers nicht moralisch nennen, sowie wir das „unmoralische“ Auftreten eines Fanatiklers nicht unmoralisch stempeln dürfen, weil dabei nicht moralische oder unmoralische Gefühle mitsprechen, sondern ganz andere Motive die Hauptrolle spielen. Einer, der „moralisch“ handelt, um damit einen gewissen Zweck zu erzielen, ist wiederum nicht moralisch, sondern eher ein Simulant, ein bigotter Mensch, weil ihm eben das unbedingt nötige Gefühl der Notwendigkeit moralisch zu handeln fehlt. Dagegen kann in meinen Augen ein Verbrecher für moralisch gelten, wenn er einsieht, daß er unmoralisch handelt, will moralisch handeln und kann es nicht infolge seiner Sehschwäche für irgendeine Leidenschaft, infolge einer belastenden Heredität oder aus einem ähnlichen Grunde. Ich will hier zur Illustration die Aufzeichnungen eines Verbrechers anführen, der in der Irrenanstalt Rosegg (Solothurn) eingesperrt ist und den wir trotz allem moralisch nennen.

Mein Lebenslauf.

I. Teil. Bekenntnisse eines Unglücklichen.

Wenn ein Mensch in Zeiten guter Tage nicht weiß, wie er leben und tun will, so lernt er es sicher in schlimmen und bösen Zeiten. Er denkt da zurück an seine Vergangenheit; der eine kann es mit Stolz tun, während der andere sich vor Scham

verbergen möchte. Jener darf mit Befriedigung sein Leben vor allen Menschen darlegen; dieser möchte es vor allen soviel wie möglich geheimhalten, weil es ihm nichts als Schande einbringt. Zu den letzteren gehöre ich; es bringt mir Schande über Schande, Schmach über Schmach, meinen Lebenslauf zu schreiben, und doch will ich es tun in der Hoffnung, meinen Charakter selbst an dem Rückblick auf meine Vergangenheit aufzurichten und zu stärken. Ich will es tun in der Hoffnung, später einmal besser von mir berichten zu können.

Am 9. V. 1882 wurde ich in Bern geboren. Meinen Vater habe ich nie gekannt, ich bin unehelich. Meine Mutter verheiratete sich im Herbst 1883 mit S. R. in Bern. Beide waren in sehr einfachen Verhältnissen. Ihrer Ehe entsprossen 2 Kinder: Karl, am 3. IX. 1884 und Alfred, am 21. VIII. 1893 geboren.

Meine Erinnerungen reichen bis ins 4. Lebensjahr zurück; damals hatte ich die Lungenentzündung, und ich mag mich an Dr. Küpfer erinnern, der mich damals behandelte, weil er immer Spaß mit mir trieb. Daß ich von meinem Stiefvater je freundlich behandelt worden wäre, kann ich leider nicht rühmen. Meine Mutter mußte oft meine kleinsten Fehler vor ihm geheimhalten, um mich nicht harten Züchtigungen auszusetzen. Hätte sie es doch nie getan, ich wäre wohl auf eine andere Bahn gelenkt worden. Ich war ein sehr aufgewecktes, intelligentes Kind, vielleicht zu frühreif. Als 5jähriger Knabe kannte ich die Uhr und konnte schreiben und rechnen. Besonders im Rechnen war ich schon sehr tüchtig. Ich erinnere mich, daß ich an Sonntagen, wenn ich mit meinen Eltern spazieren ging, sämtliche Hausnummern der Straße zusammenzählte und dann in meinem Eifer, da ich beim Rechnen hinter meinen Eltern zurückblieb, fremde Leute am Arm erfaßte, um ihnen das Resultat mitzuteilen, im Glauben, noch bei den Meinen zu sein. Diese haben meine Lernbegierde nicht unterstützt; wohl hatten sie ihren Stolz daran, aber ich erinnere mich auch noch, daß ich einmal von meinem Stiefvater hart gestraft wurde, weil ich mich in einer Rechnung irrte, da ich die Aufgabe falsch verstanden hatte. Er hatte mich damals einem Herrn vorgestellt. Meine Erziehung ließ viel zu wünschen übrig. Niemand hat sich die Mühe gegeben, mich in die Geheimnisse des Lebens einzuweihen, am wenigsten meine Eltern.

Im Frühjahr 1889 kam ich in die Schule und darf sagen, daß ich sämtliche 9 Schuljahre — in der Primarschule in Bern — mit gutem Erfolg mitmachte. In diesem Jahre tat ich meinen ersten Fehltritt, der so folgenschwer für meine ganze Zukunft werden sollte. Meine Mutter hatte mir eine Sparkasse in Würfelform gekauft, in der ich alle meine mir geschenkten Geldstücke sammelte. Einst hatte Mutter Kleingeld nötig und öffnete die eine Kante meiner Sparbüchse, die aus Karton gemacht war, nahm das Geld heraus und nähte die Öffnung wieder zu. Später hat sie das Geld wieder hineingelegt. Nun hatte ich aber damals einige Kameraden, die von ihren Eltern oft Geld bekamen, um etwas kaufen zu können. Ich aber bekam keines. Also half ich mir selbst. Ich schnitt die Naht an meiner Kasse auf, entnahm daraus 30 Cts. und nähte die Öffnung, so gut ich konnte, wieder zu. Meine Mutter bemerkte aber die ungewöhnliche Arbeit an der Kasse und — bestrafte mich nicht, da es ja mein Geld war. Auch Vater hat sie nichts davon gesagt. So ging mein erster Fehltritt ungestraft vorüber und wurde mir zum Verhängnis für mein ganzes Leben.

Als ich 11 Jahre alt war, hatte ich mir eines Sonntags meines Stiefvaters Uhr angeeignet, um sie am Nachmittag, da ich nicht mit den Eltern, sondern mit Schulkameraden spazieren ging, zu tragen. Vater hatte damals 2 Uhren und trug die eine in der Tasche, während die andere in der Kommode lag. Also sah ich dabei keine Gefahr, da ich die Uhr am Abend wieder an ihren Platz legen wollte. Als ich am Abend heim kam, hatte aber Vater die Uhr schon vermißt und fragte mich nach derselben. Ich leugnete, aus Angst vor ihm, etwas davon zu wissen. Vater

suchte noch einmal, ich aber versteckte die Uhr im Abort, zwar so, daß er sie sofort finden mußte und flüchtete mich aus dem Hause. Natürlich wußten nun meine Eltern sofort, daß ich die Uhr hatte und aus Angst vor Strafe geflohen sei. So war es ja auch. Oh, ich kannte die Hand meines „Vaters“, wie oft habe ich sie um einer Kleinigkeit willen gefühlt, während ich andere Male, wo ich wirklich Strafe verdient hätte, ungestraft blieb. — Die ganze Nacht trieb ich mich um die Stadt herum und wurde gesucht. Erst gegen Morgen ging ich heim und traf vor dem Hause mit meinen Eltern zusammen, die mich noch suchten. Ich gestand ihnen meinen Fehler und wurde — nicht bestraft. Dagegen wurde es meinen Kameraden bekannt, die mich deswegen neckten. Von da an zog ich mich von ihnen zurück und blieb für mich allein, wollte keinen Verkehr mehr mit anderen haben. Was ich dabei gelitten, hat niemand bemerkt. Ich habe es frühzeitig gelernt, meinen Schmerz zu verbergen. Einige Zeit später, im August 1893 wurde dann mein zweiter Stiefbruder Alfred geboren. An diesen schloß ich mich nun mit allen Fasern meines Herzens. Wie habe ich diesen Bruder geliebt, was hätte ich alles um ihn gelitten! Es kamen nun einige Jahre, die ich ruhig verlebte, aber ich war doch mehr oder weniger Menschenfeind geworden, wenigstens meinen Schulkameraden gegenüber.

Im Winter 1893/94 machte ich das Aufnahmeexamen in die Sekundarschule und bestand dasselbe. Nun hätten aber meine Eltern den Eintritt und die Schulmaterialien bezahlen sollen, und, da die Lehrmittel in den Primarschulen unentgeltlich waren, ließen sie mich in der Primarschule. Ich will über die nächsten Schuljahre hinweggehen, da sie nichts Besonderes brachten; ich war ein fleißiger Schüler und — immer einer der ersten in der Klasse, bei meinen Lehrern beliebt.

Im Frühling 1898 wurde ich konfirmiert und nun kam die Berufsfrage. Mein Stiefvater hatte schon 3 Jahre vorher ein eigenes Geschäft gegründet und wollte mich nun zu sich in die Lehre nehmen. Ich sollte Kupferschmied werden. Mir fehlte aber die Lust dazu, und ich bat ihn, mich einen anderen Beruf lernen zu lassen. Ich wollte Maschinenmeister werden. Auf das Zureden meines Paten, J. F.-L., Buchdruckereibesitzers in B., willigte mein Stiefvater endlich ein, und ich wurde Maschinenmeister-Lehrling bei St. & B. in B. Der Beruf gefiel mir außerordentlich, ich war ein geschickter Lehrling und gab mir alle Mühe, etwas zu werden. Leider kam ich aber dabei mit Kameraden in Verkehr, wurde leichtsinnig und gewöhnte mir das Trinken an. Dazu fehlte es mir aber an Geld; ich hatte keinen Lohn, und zu Hause wurde ich in diesem Artikel sehr kurz gehalten. Allerdings haben auch andere Jünglinge nicht immer, was sie gerne haben möchten, aber ich war leichtsinnig und gab meinen Gelüsten nach, entwendete daheim meinem Stiefvater Geld, 5 Franken; dieser bemerkte meinen Diebstahl, und diesmal wurde ich auf das Empfindlichste bestraft. Ich wurde aus dem Hause gejagt, verlor meine Lehrlingsstelle und mußte mich unter unsäglichen Entbehrungen unter fremden Leuten aufhalten, bis sich ein Herr R., Agent des „Blauen Kreuzes“, meiner annahm und mich auf den „Reisen“ bei Läufeifingen zu ihm befreundeten Leuten brachte, wo ich auf dem Land arbeiten mußte. Hier verbrachte ich nun 3 wirklich schöne Monate, aber auch diese nahmen ein schnelles Ende. Eines Tages kam meine Mutter ganz unerwartet zu mir und teilte mir mit, daß sie mich heimnehmen wolle, daß ich bei meinem Stiefvater meine Lehrzeit machen müsse. Daß ich ungern darauf einging, kann man sich denken. Von jetzt an begann eine schwere Zeit für mich. Mein Pate hatte mir geraten, ins „Blaue Kreuz“ einzutreten und allen geistigen Getränken zu entsagen. Ich entsprach seinem Wunsche, fühlte mich dabei wohl und hätte glücklich sein können. Aber leider gönnte man mir die Ruhe nicht, ich wurde von allen geneckt als Temperenzler, am meisten von meinem Stiefvater und von meinem Stiefbruder Karl, aber auch von den Arbeitern in der Werkstatt. Diese Neckereien wurden mir endlich zu viel, und ich begann langsam wieder zu

trinken. Bei meinem Stiefvater hatte ich viel zu leiden, nichts machte ich ihm recht. Um die geringste Kleinigkeit wurde ich grausam geschlagen, so daß sich niemand wundern wird, wenn ich keine große Liebe zu meinen Eltern empfinden konnte. Ich habe daheim auch nichts von Elternliebe erfahren, habe nie die schönen Jugendjahre genossen, wie sie andere Kinder im Kreise liebender Eltern durchleben. Oh, wie oft bin ich als Kind abseits gestanden und habe bitterlich geweint, wenn ich zusehen mußte, wie andere Kinder mit ihren Eltern so traulich verkehrten. Hätte mir meine Mutter einen Vater gegeben, wäre ich wohl auch glücklich geworden. — Auch während meiner Lehrzeit habe ich darunter furchtbar gelitten; mein Herz verlangte nach Liebe und hätte sie doppelt zurückgegeben, wenn man mich zu erziehen verstanden hätte.

Ich habe mich in der Zucht meines Stiefvaters beherrscht, aber sie war so streng, daß sie kaum mehr auszuhalten war. Ich konnte oft kaum mehr meine Gedanken zusammenhalten, glaubte oft, verzweifeln zu müssen. Dazu kamen die ewigen Zänkerein meines Stiefbruders Karl, der es seinem Vater womöglich noch zuvortun wollte. Wie oft kamen mir die Gedanken an Selbstmord, um allem Elend ein Ende zu machen. Ein wenig Liebe, nur ein kleines gutes Wort hätte mich auf andere Bahnen gelenkt. Es sollte nicht sein!

Nun kam das Jahr 1901. Ende Januar wurde ich von meinem Stiefvater, weil ihm aus seiner Kasse 5 Franken fehlten, aus dem Hause gejagt. Unschuldigt, Gott weiß es, daß ich dies Unrecht nicht begangen habe. Aber ich wurde verdächtigt und, weil ich die Tat nicht gestehen konnte, aus dem Grunde, weil ich sie nicht begangen hatte, einfach aus dem Hause gejagt, ausgestoßen. Ich ging auf die Wanderschaft, ohne Geld, ohne Zeugnisse, ohne einen richtigen Beruf, kam nach Biel, nach Münster und über den Weissenstein nach Solothurn. Hier fand ich endlich in der Gasapparatefabrik Arbeit als Kupferschmied. Meine Aufgabe war: Wasserschiffe für die Gasapparate zu machen, und da ich diese Arbeit noch nie selbständig gemacht hatte, ist es auch begreiflich, daß ich nicht zur Zufriedenheit meiner Vorgesetzten arbeitete. Es wurde mir denn auch am Abend des 4. Tages schon eröffnet, daß ich die Stelle nicht behalten könne, da sie einen tüchtigen, selbständigen Kupferschmied brauchen, und ich erhielt den Lohn für 4 Tage — 16 Franken. Mein Zimmer hatte ich bei einer Familie E. an der Schaalgasse, die Kost in einer Wirtschaft. Statt nun von diesen 16 Frs. Kost und Zimmer zu bezahlen, habe ich sie am Samstag verbubelt und war nun wieder ohne Geld, ohne jegliche Mittel, zu leben. Heim schreiben wollte ich nicht, man hatte mich unschuldig, ohne mich anzuhören, daheim ausgestoßen. In meiner Not entwendete ich meinen Zimmervermietern 30 Franken und bezahlte davon Kost und — Zimmer. Dann fuhr ich per Bahn nach Zürich, ohne Ziel, ohne Reue. Dort wurde ich am 8. II. verhaftet und nach Solothurn zurückgebracht. In Solothurn wurde ich am 19. II. 1901 zu 2 Monaten Gefängnis verurteilt. Meine Mutter und Tante F. habe mich einmal besucht. Am 19. IV. hat mich meine Mutter aus dem Gefängnis abgeholt, und ich kam nun zu meinem Paten als Lehrling in die Buchdruckerei. Ich trat wieder ins „Blaue Kreuz“ ein, unterschrieb für ein Jahr, und es ging mir gut dabei. Ich wurde wieder ein ruhiger Mann und glaubte mich nun endlich frei von meinen unseligen Leidenschaften. Ich wurde Mitglied des „Gemischten Chores des Blauen Kreuzes“. Dort lernte ich ein Mädchen, E. N., kennen, an das ich mich anshloß. Von Liebe oder Heiraten war aber zwischen uns nie die Rede. Ich habe sie einfach nach den Versammlungen und nach den Chorübungen heim begleitet und ging hie und da an einem Sonntag mit ihr spazieren. Näher getreten sind wir uns nie. Als das erste Jahr meiner Abstinenz abgelaufen, unterschrieb ich für ein zweites Jahr und habe mein Versprechen treu gehalten. Nachher habe ich aber leider nicht mehr unterschrieben, ich glaubte mich stark genug, auch ohne Ver-

pflichtung enthaltsam zu sein. Im Jahre 1903, eben das Jahr, da meine Enthaltensamkeitsverpflichtung abgelaufen war, kam ich mit meinem Paten in Wortwechsel, weil er mir endlich mitteilte, daß ich nicht als Lehrling, sondern als Handlanger bei ihm sei, weil schon sein Sohn Paul Lehrling sei und er, laut Organisation des Typographenbundes, nicht 2 Lehrlinge halten dürfe. Also waren die 2 Jahre, die ich bei ihm zubrachte, nichts als eine Ausnützung meiner Arbeitskraft und meine Vergangenheit glaubte ihm das Recht zu geben, über mich nach seinem Gutdünken zu verfügen; denn Lohn habe ich von ihm nicht erhalten, bloß ein kleines Taschengeld, das nicht langte, nur meine Wäsche instand zu halten. Diese hat mir mein Mutter besorgt.

Nach unserem Wortwechsel ging ich von ihm fort und fand sofort Arbeit als Einleger in der Buchdruckerei K. J. Wyss in Bern. Ich konnte meine Arbeit zur Zufriedenheit meiner Vorgesetzten verrichten, lernte aber in der Druckerei einen Arbeiter namens Selmoni kennen, der sich an mich machte und mich nach Feierabend immer an sich zog. Durch ihn machte ich auch die Bekanntschaft eines reichen, jungen Mannes, Karl Stempkowsky, und wir 3 bildeten nun ein Kleeblatt, das man immer beisammen sah. Stempkowsky kaufte mir auch ein Velo, und oft hat er mich von der Arbeit weggeholt, um eine Velotour zu machen. Er warf viel Geld aus, verlangte aber auch hie und da, daß ich die Kosten eines Gelages auf mich nehmen sollte. Denn ich trank wieder. Wir lebten ein leichtes Leben, brauchten viel Geld, und mir fehlte es meistens an diesem Artikel. Stempkowsky überredete mich auch, ein Velokostüm zu kaufen. Anfangs August 1903 telephonierte er mir von Thun aus, daß ich sofort mit Velo und Sportkleid nach Thun kommen soll, da wir eine Velotour nach Mailand machen wollen. Ich überlegte nicht lange, fuhr nach Thun und begab mich nach Schwendi, wo er einen Freund besucht hatte, und wollte dort über Nacht bleiben. Wir tranken viel und ich war zuletzt so unzurechnungsfähig, daß ich keine Überlegung mehr hatte. Vergessen waren die Leiden meiner Vergangenheit, vergessen alle meinen guten Vorsätze. Als ich einen Augenblick allein war, ging ich in ein Zimmer und stahl einem Kurgast einen goldenen Chronometer samt Kette im Werte von ca. 800 Franken. Erst am anderen Morgen wurde ich meiner Tat bewußt, es war aber zu spät, sie wieder gutzumachen; die Polizei war schon da, und da die Gegenstände auf mir gefunden wurden, wurde ich verhaftet. Ich kam nach Thun in Untersuchungshaft; dort konnte ich nun über Ursachen und Wirkung nachdenken. Am 25. XI. 1903 wurde ich zu 21 Monaten Korrektionshaus verurteilt und mußte diese Zeit in Witzwyl abbüßen. Was ich in dieser Zeit durchmachen mußte, kann nur der begreifen, der diese Qualen selbst durchmachen mußte. Und doch ging es mir besser, als ich verdient hatte. Der Verwalter der Anstalt nahm mich in die Küche, und ich wurde während 18 Monaten Koch für die Sträflinge.

Die Zeit ging auch vorüber, und ich kam im August 1915 nach meiner Freilassung nach Aarau in die Gießerei und Maschinenfabrik Oehler & Cie. als Handlanger. Ich trat sofort wieder ins „Blaue Kreuz“ ein und darf sagen, daß ich mich sehr gut gehalten habe. Nun konnte ich wieder aufatmen, ja, auch meine Mutter hatte wieder Hoffnung. Die Arbeit in der Fabrik war hart und schwer, doch das tat nichts, ich habe sie gern verrichtet. Herr Pfarrer Sch., Präsident des „Blauen Kreuzes“ in Aarau, hat sich meiner liebevoll angenommen und mir versprochen, mir für meine Zukunft nach Kräften zu helfen. Er hat auch sein möglichstes getan, Dank sei ihm dafür. Daß es nicht besser gekommen ist, war nicht seine Schuld. Er hat mich aus der Fabrik genommen und mir eine Stelle an der Bahn verschafft. Nun glaubte ich, doch noch ein Mann zu werden, glaubte meine Vergangenheit begraben. Eitler Wahn! Ich war noch nicht ganz einen Monat bei der Bahn angestellt, als mich der Stationsvorstand in sein Bureau rufen ließ. Er erbat sich

mein Dienstbüchlein und ein Leumundzeugnis. Mir wurde himmelangst, denn wo sollte ich ein Zeugnis hernehmen, das bekam ich von Bern aus nicht. Ich versprach, beides zu besorgen und ging wieder an meine Arbeit. Am Abend redete ich mit Herrn Pfarrer Sch. und erhielt von ihm den Rat, offen und ehrlich mit dem Vorstand über meine Vergangenheit zu reden. Das tat ich denn auch, und die Folge davon war — meine Entlassung. Zwar nicht sofort. Der Vorstand bedauerte sehr, mich unter diesen Umständen nicht behalten zu können, da die Generaldirektion von jedem Angestellten ein gutes Leumundszeugnis und Fähigkeit zum Militärdienst verlangte. Letzteres war ich leider auch nicht, wegen Fußschweiß und Struma. Ich sollte meine Arbeit weiter verrichten, bis ich etwas anderes gefunden habe. Nach einigen Tagen war dann auch eine Stelle als Portier und Heizer im „Hinterländischen Krankenhaus“ in Herisau ausgeschrieben. Ich bewarb mich um dieselbe und wurde auf die Empfehlung Herrn Pfarrers Sch. sofort angestellt. Es war ein schwerer, strenger Dienst, den ich nun antrat, aber ich befriedigte meine Vorgesetzten. Ich suchte aber doch „unter der Hand“ nach etwas anderem. Herr Pfarrer Sch. schrieb mir dann auch, daß ich mich um die Desinfektorstelle im Bürgerspital in Basel bewerben soll. Ich befolgte seinen Rat und wurde denn auch hier auf seine Empfehlung hin angestellt. Hier war nun die Arbeit weniger streng, aber gewissenhafte Arbeit wurde verlangt, da das kleinste Versehen den Tod eines oder mehrerer Patienten zur Folge haben konnte. Auch hier waren meine Vorgesetzten zufrieden mit mir, sie durften mich einen gewissenhaften Arbeiter nennen. — Es ist eine bezeichnende Erscheinung, daß ich überall bald ein beliebter, geredigelter Mann war; wenn ich nicht trank, aber bald das Gegenteil erreichte, wenn ich nicht nüchtern war. — Die Ärzte verwendeten mich im Operationssaal, in der Apotheke und in der Pathologie. Mein Dienst im Spital wurde mir zu einer wahren Freude. Es sollte nicht lange dauern! Noch war ich Abstinenz und befand mich wohl dabei. Doch es kam bald anders. Ich lernte nach einiger Zeit im Spital ein Mädchen, Emilie S., kennen und lieben. Ich erzählte ihr meine Vergangenheit, sie machte sich aber nicht viel daraus. Leider hatte ich auf ihren Wunsch von der Enthaltsamkeit abgesehen, und von da an ging es stark abwärts mit mir. Ich hatte „Blut gerochen“, wie man sagt, trank wieder stark. Ich mußte meine Stelle des Trinkens wegen verlassen und war nur noch in den Wirtschaften zu finden. Emilie hat mich nicht davon abgehalten, hat sich nicht viel daraus gemacht, sie war eben auch leichtsinnig. Erst als mir das Geld fehlte, wurde sie kalt gegen mich und machte mir Vorwürfe über meinen Lebenswandel. Wieder stand ich vor dem Selbstmord, doch der Gedanke an meine arme Mutter, die so viel um mich gelitten hatte, hielt mich zurück. Hätte ich meinem verfehlten Leben ein Ende bereitet, mir und anderen wäre viel Leid und Qual erspart worden.

Mein Elend wurde immer größer, und nun erinnerte ich mich zu meinem Unglück einer Begebenheit im Spital. Es war dort ein Kranker — Lungentuberkulöser —, mit dem ich viel verkehrte. Dieser hatte eine schöne Markensammlung im Werte von ca. 1500 Franken, die er mir auf seinem Sterbette vermachte. Als er starb, kamen sämtliche Effekten des verstorbenen S. zum Portier des Spitals. Dieser, ein eifriger Markensammler, eignete sich die Marken an, da die Hinterlassenen des Verstorbenen dieselben der Ansteckungsgefahr wegen zurückließen. Da ich mein Eigentumsrecht nicht beweisen konnte, ließ sich nichts gegen ihn machen. Nun kam mir in meinem Elend der Gedanke, mir die Marken mit List oder Gewalt anzueignen. Ich stieg am 11. I. 1917, nachdem ich viel getrunken hatte, des Nachts über den Zaun des Spitalgartens und drang in das offene Zimmer des Portiers, wo derselbe schlief, um die Marken an mich zu nehmen. Der Portier erwachte aber und riß mir Hut und Kragenschoner ab. Nun folgte ein Kampf, der für den Portier bald schlimm ausgefallen wäre. Ob ich etwas — den Schlüssel-

bund des Portiers oder sonst etwas — in der Hand hatte, ich weiß es nicht. Ich habe ihn verletzt, daß er am Kopf blutete; ich kämpfte in Verzweiflung, wußte nicht mehr, was ich tat; konnte auch nachher den ganzen Vorgang nie genau erklären.

Da das Zimmer finster war, glaubte ich, nicht erkannt zu werden, ließ den Portier endlich los und flüchtete mich, ohne an Hut und Kragenschoner zu denken. Am 25. I. wurde ich verhaftet, die beiden Kleidungsstücke hatten mich verraten. Ich kam in Untersuchungshaft und wurde am 19. III. 1907 zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt. Ich habe das Urteil stillschweigend hingenommen, trotzdem mein Untersuchungsrichter in mich drang, dagegen zu appellieren, da es viel zu hart sei. Mir war alles gleichgültig, was fragte ich dem Leben noch nach! Auf mir lastete die Hand des Schicksals, gegen die ich mich nicht wehren konnte. Es scheint meine Bestimmung zu sein, mir und anderen zum Leid zu leben. Ist es der Makel meiner Geburt, das Erbteil meines erbärmlichen Erzeugers, den ich nicht kenne, oder was ist es, das mich von der vermeintlichen Höhe, vom Glück immer tiefer ins Elend, tiefer in Schmach und Schande zurückwirft? Und warum muß ich immer noch andere, Unschuldige, mitreißen?

Am 22. III. 1907 wurde ich in die Strafanstalt St. Johann in B. überführt. Dort lebte ich 5 Jahre allein in einer Zelle, lernte die Bürstenbinderei, wie man sie eben in einer Strafanstalt lernen kann. Mit niemand konnte ich sprechen als mit dem Direktor, dem Pfarrer und dem Aufseher, meinem Peiniger, und hie und da mit meinen Angehörigen, wenn sie mich besuchten. Vom März bis November hat mich Emilie noch besucht, ist dann aber zurückgeblieben und hat einen 50jährigen Witwer geheiratet, weil sie ihn „heiraten mußte“. Was ich gelitten habe die 5 Jahre, will ich hier nicht weiter ausführen. Ich war fleißig und bald ein geschickter Arbeiter, und es wurden mir vom Direktor für meine gute Ausführung viele Vergünstigungen zugebilligt. Ich durfte in der Anstalt die Bibliothek besorgen und mir allerhand Lehrmittel verschaffen. — Auch diese 5 Jahre gingen vorüber, und am 19. III. 1912 schlug die Stunde meiner Freilassung. Meine Mutter hat mich abgeholt und wieder heimgenommen. Es hatte sich darum gehandelt, daß ich nach Amerika, nach Kanada auswandern solle, um dort ein neues Leben zu beginnen; das Projekt wurde aber wieder fahren gelassen, und ich arbeitete daheim. Wie wäre es gekommen, wenn ich weggezogen wäre, mich, unbekannt in fremdem Lande niedergelassen hätte? Vielleicht besser, vielleicht schlimmer! Daheim wurde ich nicht gerade unfreundlich, aber auch nicht ermunternd aufgenommen. Der einzige, der mir liebevoll und freundlich entgegenkam — im wahren Sinne des Wortes, denn er fuhr mir bis Burgdorf entgegen — war mein Stiefbruder Alfred. Ich will es ihm nie vergessen! Das Gegenteil war aber bei Karl der Fall; vom ersten Augenblick an gab er mir zu merken, daß ich daheim nur der Geduldete sei. 8 Tage nach meiner Heimkehr vermißte meine Mutter aus ihrer Kasse 500 Franken, bestehend in einer Banknote; konnte es anders sein, als daß der Verdacht wieder auf mich fiel?! Gott ist mein Zeuge, daß ich die 500 Franken nie gesehen, noch weniger entwendet habe.

(Diese meine Aufzeichnungen entsprechen Wort für Wort der Wahrheit, und ich kann sie jederzeit verantworten. Wenn sie auch ein trauriges Bild meines Charakters enthüllen, die Wahrheit will ich hier wenigstens niederschreiben.)

Ob die 500 Franken verloren gingen oder gestohlen wurden, weiß ich nicht. Jedenfalls, wenn sie gestohlen wurden, rechnete der Dieb darauf, daß nur ich in Verdacht komme. Ich habe furchtbar dabei gelitten. Überhaupt habe ich nicht viel Glück erlebt daheim; ich mußte meine Vergangenheit fühlen und hatte es ja nicht besser verdient.

Doch nun kommt die Zeit, wo ich mein Glück gefunden hätte, wenn ich verstanden hätte, es festzuhalten. Am 16. XI. 1912 lernte ich bei Anlaß eines Familienabends des „Gemischten Chor Schönan“ ein Mädchen kennen, L. B., bei deren Anblick mir sofort bewußt wurde: Die oder keine andere wird deine Frau! Mir wurde das Herz heiß. Ich fühlte, um dieses Mädchens willen kannst du alles entbehren, alles ertragen, alles leiden! Einige Tage später konnte ich mit ihr reden sie war frei und war mir gut. Herr Gott, welch heißes Glück zog damals in mein Herz, und wie hast du mich wieder zurückgeworfen! Tiefer als je! War es deine Hand oder die Hand einer finsternen Macht, die mich immer wieder in die Finsternis geworfen hat? Wie habe ich meine Lina geliebt! Ich habe ihr die Hauptsache aus meiner Vergangenheit bekannt. Es hat sie sehr geschmerzt, sie, die Edle, Gute, die eines besseren Mannes würdig gewesen wäre. Trotz meiner Vergangenheit wollte sie zu mir halten, hoffte sie, durch ihre Liebe mich aufzurichten. Sie hat darunter hart gelitten, denn sie hat mich geliebt, ich weiß es, wiewohl sie mir ihre Gefühle nie so offen darlegte. Liebkosungen habe ich von ihr wenig erfahren, aber ich weiß doch, daß sie mich sehr lieb hatte — wie eben ein echtes Weib liebt. Oh Lina, meine liebe, gute Lina, was habe ich gegen dich gefehlt! Mit was hattest du es verdient, einen solchen Bräutigam zu bekommen?! — Ihr Vater war damals sehr krank, auf dem Sterbebette, und Lina hat viel um ihn gelitten. Statt ihr nun eine Stütze zu sein, wurde ich ihr eine Quelle zu großem Kummer.

Daheim hatte ich einen schweren Kampf zu bestehen als ich meiner Mutter mitteilte, wer das Mädchen sei, das ich liebe. Meine Mutter hatte ein Vorurteil gegen die Familie des Mädchens und wollte von einer Verbindung mit derselben nichts wissen. Allerdings war sie auch um meinetwillen dagegen, weil sie fürchtete, ich sei nicht stark genug, das Mädchen glücklich zu machen. Sie hatte leider nur zu recht. Doch ich war fest, ich war wahnsinnig in das Mädchen verliebt und wollte lieber meine Familie aufgeben als meine Lina. Es kam zum Bruch, ich suchte mir Kost und Zimmer auswärts, arbeitete nur noch daheim. Eine Zeitlang ging es gut, aber der Alkoholteufel hatte mich wieder in seinen Klauen, ich trank. Ach wie oft hat mich meine Lina gewarnt! Am 16. XI. 1913 haben wir uns verlobt. Oh Lina, wenn du gewußt hättest, unter welchen Umständen diese Verlobung stattfand! — Ihr guter Vater war am Ostermontag 1913 gestorben. Wäre er am Leben geblieben, es wäre vielleicht anders gekommen, ich hätte mich besser gestellt, um vor seinen scharfen Augen bestehen zu können. — Das Geld zu unserer Verlobung lieh mir ein Freund, Hans Reusser. Meine Lina wußte nichts davon, ich habe sie belogen. Ich hatte dieser reinen Seele die Unwahrheit gesagt über meine Verhältnisse, aus Angst, sie zu verlieren. Unbeteiligte werden sagen, ich habe Lina nicht geliebt, wenn ich so handeln konnte. Was wissen diese, was ich gelitten habe dabei?! Es ist unsagbar, was ich vor Lina alles verbergen mußte. Und die Angst, daß alles an den Tag kommen konnte. Tor, der ich war, zu glauben, daß die Sünde verborgen bleiben könne! „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie, fortreizend, immer Böses muß gebären!“ Eine Lüge hatte die andere zur Folge, bis die Wahrheit überhaupt nicht mehr Raum hatte. Was hat meine Lina gelitten! In ihrer Nähe war ich glücklich, ich fühlte, daß ich ohne sie, ohne ihre Liebe nicht mehr leben könnte oder den Verstand verlieren müßte.

Ich bin der Zeit vorausgeilt. Im Mai 1913 mußte ich mit meinem Stiefvater nach Neuenstadt, wo wir auf dem sich im Bau befindlichen Dampfschiff „Berna“ die Dampf- und Sprachrohrleitungen montierten. Leider wurden mir die Strenge und die Rücksichtslosigkeit meines Stiefvaters endlich zu viel, ich lief ihm weg und ging heim. Lina habe ich damit großen Kummer bereitet. Wir hatten zusammen am Sonntag vorher eine Gondelfahrt auf dem Bielersee unternommen und waren beide sehr glücklich. Es war ein wunderbarer Tag, und ich werde ihn

in meinem Leben nie vergessen. Nun fürchtete Lina, die Fahrt nach Neuenstadt sei schuld an dem Bruch zwischen mir und meinem Stiefvater. Nein, das war nicht der Fall, ich konnte einfach seine Launen nicht mehr länger ertragen, zudem hatten wir auch ziemlich viel getrunken, unsere Köpfe waren erhitzt, und ich machte Schluß. Bei St. & B. in Bern fand ich sofort Arbeit als Maschinenmonteur, aber der Fluch meiner Vergangenheit verfolgte mich. Ich ging auch dort bald wieder fort und als Magaziner in die Kunstschlosserei K. in der Lorraine. Mein Hang zum Alkohol blieb bestehen. Ich verlor kurz vor Weihnachten 1913, einen Monat nach meiner Verlobung, auch diese Stelle des Trinkens wegen. Im Januar 1914 rief mich mein Stiefvater heim, weil er mir die Montage der Fischerei in der Landesausstellung übergab. Ich verrichtete diese Arbeit zu seiner Zufriedenheit, und er hat mich hier auch gut bezahlt. Es war nicht zu meinem Nutzen! Ich trank immer mehr. Meine liebe Lina hat mich oft gewarnt; doch sie wußte ja nicht, wieviel ich trank. Ich mochte viel vertragen, so daß kaum jemand etwas davon merkte.

Im Frühjahr 1914, nachdem ich mit meiner Arbeit in der Ausstellung fertig war, bewarb ich mich um die Stelle eines Tramkondukteurs an den Städt. Straßenbahnen in Bern und wurde angestellt für die Zeit der Ausstellung. Auch diese Stelle sollte zu meinem Untergang mithelfen. Durch mein Trinken und meine Leichtfertigkeit beging ich eine Unachtsamkeit, die für mich schlimme Folgen hatte und leicht schlimmer hätte ausfallen können. Ich ließ die Türe des Kästchens, in dem ich meine Billettblocks und die Abonnementshefte aufbewahrte, offen und bei der nächsten Revision fehlten mir einige Abonnements. Wurden sie gestohlen? Habe ich sie verloren? Ich weiß es nicht. Meine Vergangenheit war bei einigen meiner Vorgesetzten und Mitangestellten bekannt. Ich ward verdächtigt und entlassen. Da keine Beweise für meine Schuld vorlagen, auch keines der Abonnements im Gebrauche war, entging ich einer Anzeige. Ich habe gelitten, habe die Sache hinuntergewürgt, die Schuld war an mir, ich mußte die Folgen tragen. Auch Lina hat sehr darunter gelitten, sie wußte ja nicht, wem sie glauben sollte, ob mir, der ich meine Unschuld beteuerte, oder den anderen, die mich verdächtigten.

Nun folgte wieder eine schwere Zeit. Ich fand keine Arbeit, da alle Geschäfte Berns flau gingen. Da brach der Krieg aus. Alles schien den Kopf verloren zu haben. Ich meldete mich freiwillig für Kriegsdienst, in der Hoffnung, daß sich eine mitleidige Kugel zu mir verirren möchte. Ich wurde nicht angenommen, nur zur Disposition gestellt. Damit war mir nicht geholfen. Da ich keine Arbeit und nichts Erspartes hatte, kam ich bald in bittere Not. Meine gute Lina hat mir geholfen. Oh, sie hat furchtbar mit mir gelitten; sie hat selber gedarbt, um mir helfen zu können. Ja, sie hat mir sogar eine kleine Arbeit verschafft bei K. & Co. in Bern, wo sie selbst angestellt war. Aber statt die paar Franken, die ich dort verdiente, zu sparen, habe ich sie vertrunken. Meine gute, treue Lina wurde in jenen Tagen in dem Geschäft auch eines Vergehens verdächtigt, sie, die nie etwas Unrechtes hätte tun können. Wie hat sie dabei gelitten! Es gelang mir, ihren Brotherrn, mit dem ich darauf redete, von ihrem treuen und reinen Charakter zu überzeugen. Lina hat darauf ihre Stelle gekündigt und sofort einen Platz in einem anderen Geschäft gefunden. Endlich fand ich Verdienst durch Verkaufen des „Bund“. Ich konnte damals oft schön Geld verdienen, wenigstens im Anfang. Wie hat sich da Lina wieder gefreut, wie hat sie aufgeatmet! Ach, die Gute wußte ja nicht, daß gerade das mein Verderben werden sollte. Ich kam in meiner vielen freien Zeit in eine Gesellschaft von Hasardspielern, fand Gefallen an dem aufregenden Spiel und machte mit. Oft gewann ich in kurzer Zeit eine Menge Geld, verlor aber regelmäßig wieder alles und das meine dazu. Wie habe ich damals meine liebe Braut belogen! Wie habe ich sie um ihr sauerverdientes Geld betrogen! Unter falschen Angaben habe ich ihr Geld von ihr abgeschwindelt. Wie oft habe

ich mir vorgenommen, dem Spiel fernzubleiben, und bin doch von meiner Braut weg immer wieder zum Spieltisch. Es kam so weit, daß ich meinen Verlobungsring, das Zeichen der Treue, versetzte, um Geld zum Spielen zu haben. Ja, ich hatte sogar eines Abends den Koffer meiner Braut geöffnet, um daraus Geld zu entnehmen, in der törichten Hoffnung, es am anderen Tag wieder hinlegen zu können. Lina kam aber glücklicherweise dazu, und die Gute hat dem erbärmlichen Schurken noch verzeihen und ihn lieben können.

Endlich im April 1914 bekam ich eine Stelle als Kupferschmied und Monteur in der Zuckerfabrik Aarberg. Noch einmal faßte ich Mut und mit mir meine liebe Braut. Mit aller Energie warf ich mich in die Arbeit, nun sollte noch alles gut werden. Törichter Narr!! Wie sollte es gehen, wenn ich das Trinken nicht ließ? Der hinterste Rappen, den ich verdiente, wanderte ins Wirtshaus. Die halbe Zeit arbeitete ich nicht. Kost und Zimmer konnte ich nicht bezahlen, machte Schulden hier und dort. Die Kost wurde mir schließlich vom Lohn abgezogen — ich hatte mich auch in der Fabrik durch mein leichtsinniges Leben unmöglich gemacht, ich war bald bekannt als ein leichtsinniger Trinker. Und hatte daheim eine so liebe, süße Braut, die mir vertraute! — Schurke, erbärmlicher, miserabler Schurke, hast du nicht bedacht, was deine Braut leiden muß, wenn sie all das erfährt? Glaubtest du, es bleibe vor ihr verborgen? Hast du nicht bedacht, daß du damit dein Lebensglück und das eines lieben, braven Mädchens vernichtest? — Doch hat der Alkoholiker noch Gedanken? Ja, aber nur zum Bösen, zum Guten hat er seinen Verstand zerstört!

Endlich im Juni verließ ich meine Arbeit, ohne etwas zu sagen. Mein Zimmer hatte ich nicht bezahlt, trotzdem mir meine Mutter 30 und Lina 25 Franken geschickt hatte. Alles ist durch die Gurgel gegangen. Ich ging wieder nach Bern und ergab mich aufs neue dem Spiel. Ich hatte nicht bedacht, welche Folgen mein Leichtsinn mit sich bringen werde. Nun ging aber auch meiner Braut die Geduld aus, sie hatte alle Ursache, das Verlöbnis zu lösen, und sie tat es auch. Lina, liebe, gute Lina, was hast du dabei gelitten! Sie war damals gerade krank, so daß sie selbst keinen Verdienst hatte. In meiner Verblendung ging ich mit ihrem Ring, den sie mir zurückgegeben hatte, in die Stadt und verkaufte ihn beim Goldschmied, um wieder Geld zum Spielen zu haben. Den meinen hatte ich längst versetzt. — Nun, ihr Nörgler, könnt ihr sagen, ich habe meine Lina nicht geliebt. Und ich rufe euch zu: Doch habe ich sie geliebt, mehr als mein Leben, aber den Alkohol habe ich auch geliebt, und wenn mich das eine verläßt, gehe ich zum anderen. Wollt ihr von einem Trinker noch Überlegungskraft verlangen? Dann würde er überhaupt nicht mehr trinken. Zum Verurteilen seid ihr sofort bereit, und wo ihr eine arme, verlassene Seele wißt, verfolgt ihr sie bis aufs Blut, statt ihr liebend die Hand zu reichen und sie auf gute Bahnen zu lenken, ihr zu helfen! — Es kam mit mir so weit, daß ich mein Gebiß verkaufte, das ich in der Strafanstalt Basel machen ließ und für das ich 130 Franken zahlte. Das Geld für das Gebiß hatte ich mit meiner Arbeit in der Anstalt verdient. Nun verkaufte ich es, um mit dem Erlös einen Revolver zu kaufen, mit dem ich meinem elenden Leben ein Ende machen wollte. Aber auch da hatte ich mich verrechnet. Ich erhielt nur 1,50 Frs. dafür, nachdem es zerstört war. Nun kam mir der elende Gedanke, bei Bekannten meiner Braut Geld zu leihen, um mir eine Waffe zu kaufen. Ich erhielt auch von 3 Familien die Summe von 70 Franken, ging aber mit dem Gelde immer sofort zum Spiel und zum Bier, statt in die Waffenhandlung. Das vierte Mal, alles in einer Woche, ging ich zu einer Freundin meiner Braut, die noch nichts von unserer Trennung wußte, und erhob auch von ihr unter miserablen, falschen Angaben 25 Franken, wurde aber im Augenblick, als ich die Waffenhandlung betreten wollte, von einem Detektiven verhaftet. Die Untersuchung enthüllte ein trauriges Bild meines Zu-

standes und meiner Vergangenheit. Ich wurde zu 4 Monaten Korrekthaus verurteilt und mußte diese Zeit in Thorberg verbüßen. Es war eine furchtbare Qual, die ich dort durchmachte. Ich hatte nun Zeit, zurückzudenken, sah ein, daß ich durch eigene Schuld mein Glück, mein Alles verloren hatte. Am 17. XI. 1915 war diese Zeit vorüber, und ich wurde, statt in die Freiheit, nach Aarberg gebracht, weil ich mich auch dort zu verantworten hatte. In der Fabrik hatte ich, als ich dort „arbeitete“, einige Stücke Kupfer und 3 eiserne Kugeln im Gesamtwert von ca. 2 Franken entwendet. Zu welchem Zweck? Ich weiß es selbst nicht! Ich wurde auch dort am 23. XII. zu 20 Tagen verurteilt. Am 1. II. 1916 wurde ich frei, mein Leben war vernichtet, meine Gedanken hingen nur noch am Selbstmord. Doch zuerst wollte ich noch einmal „meine“ Lina sehen. Und ich sah sie, ich war auf der Terrasse und sah sie am Tisch in ihrem Zimmer arbeiten. Mir zerriß es das Herz. Ich wußte, daß dies gute Mädchen für mich nichts mehr als Haß und Verachtung empfinden konnte, wußte, daß ich mit dieser reinen Seele nicht mehr verkehren durfte; ich hatte auf der Welt nichts mehr, also fragte ich auch dem Leben nichts mehr nach. Oh, wie gern hätte ich sie gesprochen, denn ich liebte sie noch immer heiß und innig. Aber ich durfte ja nicht. Ihre Schwester Ida hat mich gehört, und ich mußte mich verbergen. Ida wußte ja nicht, daß ich es war, sie glaubte, es sei ihr Bräutigam. Am anderen Tag vernahm ich, daß Lina in einem Geschäft auf dem Bärenplatz arbeite. Auch dort habe ich sie gesehen, aber ich durfte nicht vor sie treten, zu groß war meine Schande.

Meine Mutter hatte mir nach Aarberg 50 Franken geschickt, doch das Geld war in wenig Tagen verbraucht. Ich hatte nichts mehr und saß doch immer in den Wirtschaften — ohne zu bezahlen. Am 7. II. lieh ich mir in einer Villa auf dem Kirchenfeld unter falschen Angaben einen Ordonnanzrevolver mit Munition, und nun hatte ich die Waffe, die meinem Elend hätte ein rasches Ende bereiten können. Doch da kam mir im letzten Moment die Erinnerung, daß morgen, am 8. II., der Geburtstag meiner Lina und meiner Mutter sei. Also noch einmal warten. In der Nacht vom 7. auf 8. II. übernachtete ich auf dem Abort der Wirtschaft „Schöneck“, und dort dachte ich an den alten Mann, der sich ca. ein Jahr vorher auch dort erschossen hat. — Am Dienstag trieb ich mich mit der Waffe in der Tasche in den Wirtschaften herum, und am Abend ging ich ins Hotel „Gotthard“, schloß mich in dem mir zugewiesenen Zimmer ein, mit dem festen Vorsatze, dasselbe nicht mehr lebend zu verlassen. Doch was war das? Fehlte mir der Mut zu dieser Tat, oder hatte ich noch Hoffnung, daß doch noch alles gut werden könnte? Wie sollte es denn noch gehen? Ohne meine Lina lag mir am Leben nichts mehr. Weg damit, so ist die Erde von einem nutzlosen Subjekt befreit. Vielleicht findet Lina noch eine Träne für dich; sonst fragt dir niemand nach. Doch es sollte noch nicht sein, die Erde hatte noch mehr Leid für mich. — 2 Tage und 2 Nächte blieb ich in dem Zimmer, ohne Speise und Trank, nur immer die Waffe vor Augen. Endlich am Donnerstag Abend verließ ich das Hotel, lieh mir von einer Kellnerin gegen Pfand meines Handkoffers mit Inhalt 15 Franken und fuhr nach Thun.

In Thun traf ich einen früheren Freund, Fritz Schindler, dem ich mein Herz leerte. Der gute Fritz wollte mir Mut machen und tröstete mich, daß Lina mir alles vergeben würde, wenn ich umkehrte. Oh Gott, wäre es möglich, könnte ich das tun, wäre ich fähig, einen so tief Gefallenen an ihr Herz zu nehmen, ihm zu vergeben und es aufs neue mit ihm zu versuchen? Ich kenne meine Lina, weiß, wie sie mich liebte, doch zu dieser Handlung müßte sie ein Engel sein. Und doch, ich eitler Tor, habe ja jetzt noch immer Hoffnung, daß sie mir vergeben, daß ich doch noch mit ihr glücklich werden könnte. Oh Lina, wie wollte ich kämpfen, wie wollte ich ringen, um gut zu machen, was ich an dir gefehlt habe! Oh noch einmal an ihrem Herzen ruhen, aus ihrem Munde die Worte der Vergebung emp-

fangen, das ist mein sehnstüchtiges Verlangen. Wird es in Erfüllung gehen? Jede Nacht träume ich von ihr, und am Tag bin ich wie zerschlagen. Lina, liebe Lina, wenn du nichts mehr von mir wissen willst, so laß mich wenigstens des Nachts in Ruhe!

Ich bin abgeschweift durch die törichtten Gedanken an die Hoffnungen, die mir Fritz Schindler machte. Ich wußte, daß es zu spät sei, daß ich wieder mit der Polizei in Konflikt kam, des Revolvers wegen, wenn ich noch weiter lebte. Das Schicksal schreitet schnell. Am anderen Mittag, 11. II. 1916, wurde ich in Thun verhaftet und nach Bern in Untersuchungshaft gebracht. Kaum in der Gefängniszelle eingeschlossen, öffnete ich mir mit einem Nagel den Arm, um die Schlagader zu zerreißen. Ich wurde aber vom Gefängniswärter ertappt. und ein Arzt verband mir den Arm. Am 21. II. kam ich vors Amtsgericht und wurde am 25., laut Beschluß des Gerichts, in die Irrenanstalt Münsingen zur Beobachtung gebracht. Nun war es also doch so weit, daß ich als Geisteskranker behandelt wurde. In Münsingen erfuhr ich dann auch, daß ich im gleichen Bett liege, in dem Linas Vater so viele Jahre zugebracht. Ich habe furchtbar gelitten unter diesen Geisteskranken, und der Gedanke, daß auch ich diese Krankheit in mir habe, die erst noch zum Ausbruch kommen könne, hat mich schrecklich gequält. Am 27. IV. wurde ich endlich aus der Irrenanstalt und am 1. V. vom Amtsgericht Bern straflos erklärt und dem Regierungsrat Solothurn zur Verfügung gestellt, da ich Kantonsbürger von Solothurn bin. Das Gutachten der Ärzte Brauchl und Good lautete: „Zeitweilig geisteskrank, erblich belastet.“ Der Regierungsrat von Solothurn verfügte meine Unterbringung in der Heil- und Pflegeanstalt Rosegg bis die Ärzte mich für gesund erklären. Am 22. V. kam ich dorthin.

II. Teil. Tagebuch im Irrenhaus.

Und nun bin ich hier; in der Irrenanstalt, unter Geisteskranken. Wie lange werde ich hier sein müssen? Bin ich auch krank? Herr Gott, du bist gerecht! Ich habe meiner Lina, die ich so innig liebe, so schweres Leid zugefügt, nun lässest du auch mich büßen, und zwar unterwirfst du mich den gräßlichsten Qualen, die ein Mensch durchmachen kann. Lina, Lina, wenn du mich jetzt sehen könntest, vielleicht würde dein Herz weich, und du würdest mir vergeben.

Der Arzt und der Direktor haben mich untersucht, aber sie sagen nicht viel. Ich kann hier rauchen, Alkohol gibt's keinen, doch ich habe jetzt auch kein Verlangen mehr danach. — Mutter hat mir geschrieben, sie ist erschüttert über mein Schicksal. Sie verspricht mir ihren baldigen Besuch. Soll ich mich darauf freuen? Ich kann nicht! Ich fürchte ihre Vorwürfe, die ja nur zu gerecht sind.

Oh Lina, Lina! ich träume immer von dir; jede Nacht bin ich bei dir, und dann aus dem Traum dies furchtbare Erwachen, wenn ein Patient Lärm macht. Kaum eine Nacht vollständige Ruhe; und des Tags dies furchtbare Elend, diese entsetzliche Umgebung! Herr Gott, mach' ein Ende, es ist ja doch alles umsonst! Oder ja, quäle mich, soviel du willst, aber mach' meine Lina glücklich.

6. VII. 1916. Mutter und Tante Fischer waren bei mir. Beide waren sehr erschüttert, doch der Vorwürfe, wie ich sie fürchtete, fielen keine. Ich habe nach Lina gefragt. Mutter sagt, Lina sei nicht „zwäg“, sei blaß, habe lange nicht arbeiten können; ich soll sie jetzt vergessen! Als ob ich das könnte, wenn ich Tag und Nacht an sie denke. Jetzt hätte sie meine Lina gerne als Schwiegertochter angenommen, jetzt hat sie ihren Charakter kennengelernt. Mutter, du kommst zu spät, hättest du vorher eingewilligt, es wäre vielleicht anders gekommen!

23. VIII. Heute konnte ich zum erstenmal in den Anstaltsgarten, um Gartenarbeiten zu verrichten. Gott sei Dank, man kommt doch etwas von der furchtbaren Umgebung weg. Ich habe einen Brief an Lina geschrieben; hoffentlich wird sie

mich verstehen und mir die ersuchte Vergebung geben. Ich kann ja nicht anders als an sie denken.

25. VIII. Der Direktor hat meinen Brief an Lina nicht abgeschickt; ich soll sie jetzt in Ruhe lassen, sagt er. Ach Gott, du weißt, wie gerne ich ihr die Ruhe gönnte, wenn ich nur wüßte, ob sie gesund sei und überwunden habe. Ich kenne meine Lina und weiß, wie schwer sie alles nimmt und darum ist mir immer so bange um sie.

27. IX. Ich habe im „Bund“, den mir meine Mutter alle Wochen zweimal zusendet, die Eheverkündung von A. W. und J. B., Linas Schwester, gelesen. Oh Lina, was mußt du an diesem Tage gelitten haben! Gewiß hast du an mich gedacht, bist in dein Zimmer gegangen und hast bitterlich geweint. Ich bin dieser Tränen nicht wert! Vergib mir, liebe Lina, ich flehe zu Gott und zu dir um Vergebung und um Erbarmen. Oh, daß ich diesen Kummer über dies gute Herz bringen mußte.

23. XI. Trauungen: A. W. mit I. B.! Wieder ein neues Leiden für mich. Was wirst du durchmachen, liebe Lina?! Wirst du bei deiner Mutter bleiben oder fortgehen? — Weh mir, auch ich könnte glücklich sein! Alles habe ich mir selber verscherzt. Fluch dem Alkohol, der mich zu dem gemacht hat, was ich bin! Gibt es noch eine Rettung für mich? Ja, ich glaube! Wenn ich allen geistigen Getränken entsage! Gott helfe mir dazu! — Nun ist es seit 8 Tagen auch fertig mit dem Arbeiten. Im Garten ist nichts mehr zu tun für uns. Dieser lange Winter vor mir, da man selten ins Freie, an die frische Luft kann! Im Saal eingeschlossen mit 20 Geisteskranken, von welchen jeder eine andere Krankheit hat. Herr Gott, mach' ein Ende, so oder so!

27. XII. Weihnachten ist vorüber. Heute hatte ich Besuch von Mutter, Fredi, Tante und Onkel. Er hat mich etwas aufgemuntert, aber von Freilassung ist noch keine Rede. Mutter kann dabei nichts machen.

Neujahr 1917. Ich habe an Lina ein Gratulationskärtchen geschickt, vielleicht bekomme ich von ihr ein kleines Zeichen. Oh, wie lang die Zeit wird, ganze Tage nicht ins Freie, immer in dieser dumpfigen Luft im Rauch sitzen, keine Arbeit, immer Lärm, ecklige Unterhaltung und dabei soll man seine Nerven beruhigen! — Ich lasse nun für Fredi ein Bild malen in Ölfarbe von einem Maler, der auch als Patient hier ist: Fredi und sein Freund Hans Lehmann im Turnkostüm, im Hintergrunde eine Landschaft. Es wird ihn sehr freuen. Wenn ich noch eine Photographie von Lina hätte, ließe ich auch sie malen, da es mich ja nichts kostet. Aber Lina hat ja alle Photographien zurückverlangt, als ich in Aarberg in Haft war. Sie war im Recht, aber es hat mich furchtbar geschmerzt.

8. II. Heute ist Linas und Mutters Geburtstag. Ich habe an Mutter eine Gratulationskarte geschickt. Auch an Lina denke ich innig und wünsche ihr alles Glück. Eine Karte kann ich ihr nicht schicken, der Direktor würde sie doch nicht spedieren. Er wird auch diejenige vom Neujahr zurückbehalten haben, sonst hätte ich sicher einen Gruß von Lina erhalten. — Wenn ich heute ein Jahr zurückdenke, dünkt mich alles ein wüster Traum, aus dem ich plötzlich erwachen könnte.

22. III. Mutter, Tante und Onkel sind bei mir gewesen; sie haben heute ihren Bruder begraben, der hier in der Anstalt gestorben ist, wo er nahezu 20 Jahre zubrachte. Es ging ihm gut, daß er sterben konnte. Könnte ich doch an seinem Platze sein! Ich habe heute viel geweint; endlich hat sich mein Schmerz über meine Vergangenheit Luft verschaffen können. Zeit habe ich mehr als genug, zurückzudenken an meine Vergangenheit, auf mein leichtsinniges Leben zurückzublicken. — Mutter hat das Bild für Fredi mitgenommen, es ist sehr schön geworden.

27. III. Der Gemeindeammann von Nennigkofen, meiner Heimatgemeinde, hat mich heute besucht. Endlich ein Lichtstrahl in meine Finsternis; er will sich um meine Freilassung bemühen. Oh, daß es ihm doch gelingen möchte! Die Ärzte erklären mich für gesund. Gott, soll es möglich werden, daß ich noch ein Mann werden könnte? Mit den besten Vorsätzen will ich die Anstalt verlassen, die Vorsätze aber auch mit aller Energie in die Tat umsetzen. Freiheit und Liebe, ihr höchsten Güter der Erde, ich werde euch festhalten, ich habe euch lange genug entbehren müssen! Aber wird Lina noch an mich denken? Lina und immer wieder Lina; kein anderer Gedanke hat in meinem Herzen Platz. Doch ich glaube, es ist gut so, dieser Name wird mich aufrichten, an ihn will ich mich halten, er soll mein Talisman sein, meine Stütze im Kampf gegen mich selbst. Wann ich frei werde, weiß ich noch nicht, ich will Geduld haben; erst in letzter Stunde wird es mir gesagt.

9. IV. Heute kann ich wieder zum erstenmal in den Garten. Der Arzt hat mir gute Hoffnung gemacht, ich kann bald frei werden. Hoffentlich finde ich sofort Arbeit. Mit aller Energie will ich gegen die Versuchungen kämpfen. Meine Lina und meine Eltern sollen noch den Trost haben, daß ich nicht ganz verloren bin. Wohl wird es jetzt schwer sein, sich anständig durchzubringen, wenn man ein solches Leben hinter sich hat, doch Gott wird mir helfen, und es wird gehen. Dem Alkohol entsage ich gänzlich, kein Tropfen soll je wieder über meine Lippen kommen! Meinen Verstand will ich klar behalten und mein verdientes Geld sparen.

16. IV. Noch immer weiß ich nichts Sicheres, wann ich frei werde. Der Arzt hat mir gestern gesagt, daß es nicht lange mehr gehen werde. — Doch was will ich noch auf Glück hoffen? Würde nicht Lina denken, ich lüge sie wieder an? Habe ich doch sie, mein Liebstes auf Erden, so abscheulich betrogen. Und ich will unter diesen Umständen noch auf ihre Gnade, ja sogar auf ihre Liebe hoffen?! Und doch, ist es nicht mein einziger Trost, mein Licht in meinem Elend, daß ich das noch tun kann?! Ich kenne meine Lina, kenne ihr edles, gutes Herz, weiß, welche Freude es für sie wäre, wenn ich noch ein geachteter Mann würde, wenn ich meine Vergangenheit noch gut machen könnte. Meine Pflicht und mein eifrigstes Bestreben wird es sein, ihr diese Freude zu bereiten, und ich flehe zu Gott, daß er sie gesund erhält, um es erleben zu können. Überhaupt habe ich bei ihr viel gutzumachen; ich schulde ihr nahezu 500 Franken, die ich nach und nach von ihr erschwindelt habe. Jeden Rappen, den ich erübrigen kann, will ich sparen, um sie wenigstens darin befriedigen zu können.

17. IV. Wieder habe ich eine furchtbare Nacht hinter mir. Im Traum wurde ich verhaftet, als ich gerade zu Lina wollte. Warum es geschah, weiß ich nicht, aber ich muß heute den ganzen Tag daran denken und es kommt mir wieder so recht zum Bewußtsein, wie wohl es doch dem ehrlichen Menschen ist, der sich keines Vergehens bewußt ist, und von neuem fasse ich den festen Entschluß, ein ehrlicher, treuer, gewissenhafter Mensch zu werden.

Wenn ich zurückdenke, ist es mir, als ob ich vor keinen Menschen mehr treten dürfte, am wenigsten vor meine Lina. Warum nenne ich sie überhaupt noch „meine Lina“? Habe ich noch ein Recht dazu? Sie hat sich von mir gewendet aus berechtigten Gründen, und doch nenne ich sie „Mein“, weil ich sie noch liebe und nie ein anderes Weib lieben werde. Eines wenigstens darf sie mir noch glauben: Ich war ihr immer treu, nur mir selbst nicht. Mit anderen Frauen habe ich nie Umgang gehabt, seit ich Lina kenne. Oh, wie habe ich sie geliebt und konnte sie doch betrügen! Warum, warum mußte das so sein? Hätte ich ihr immer die Wahrheit gesagt, es hätte sie nicht so geschmerzt, wie die unerhörte Enttäuschung, die ich ihr gebracht. Es wäre dann sicher auch nicht soweit mit mir gekommen. Sie soll die volle, ungeschminkte Wahrheit über mich noch erfahren. Wenn sie mich

verdammst, muß ich es als verdient annehmen. Kann sie mir noch vergeben und mir mit ihrer Liebe helfen, dann, guter Gott, will ich treu für sie sorgen und sie heilig halten.

Doch könnten diese Vorsätze, die mich jetzt erfüllen, nicht auch der Ausdruck meiner Sehnsucht nach Freiheit, Arbeit und Liebe sein, die dann, wenn ich hätte, wonach ich jetzt mit aller Inbrunst meines Herzens verlange, wie Seifenblasen wieder zergehen? Nein, nein! sie sind fest, diese Vorsätze, und ich weiß, daß ich sie mit aller Energie zur Ausführung bringen werde, wenn Gott mir die Gesundheit schenkt. Ich habe in den letzten 2 Jahren furchtbare Qualen durchgemacht, besonders das Jahr im Irrenhaus. Doch ich habe diese Strafen verdient; Lina aber hat auch gelitten und hat es nicht verdient. Mein Charakter ist gefestigt; hätte man mich vor Jahren in eine solche „Roßkur“ gebracht, es wäre anders gekommen. Ich will niemand beschuldigen, die Schuld lag einzig und allein bei mir, ich hätte kämpfen und entbehren können, wie es andere Männer auch müssen. Ich muß es auch in Zukunft tun, wenn es mir gut gehen soll. Doch nun laßt es genug sein mit der Strafe! Ein wenig Liebe, ein wenig Freundlichkeit in mein dunkles Dasein, und ich werde wieder ein Mann, der empfänglich ist für das Gute. Noch bin ich nicht verloren, noch bin ich fähig, etwas zu leisten. Ich habe vieles gutzumachen und will es tun! Gott helfe mir! — Auch an meiner lieben Mutter habe ich vieles gutzumachen. Wie oft hat sie mir geholfen! Was hat sie alles für mich getan, und wieviel Kummer habe ich ihr bereitet! Wieviel Geld habe ich von ihr erhalten und habe es immer nur verjubelt! Auch sie soll vor ihrem Lebensende, das, so Gott will, noch lange hinausgeschoben ist, noch die Freude haben, mich in gesicherter Position zu sehen.

18. IV. Das war wieder ein Tag! Es will nicht Frühling werden; wir sind wieder in den Saal verbannt, weil draußen Schneesturm herrscht. Da geht im Saal wieder allerhand. Der kleine Sattler hat wieder seine Anfälle. Soeben hat er mich mit der Faust ins Gesicht geschlagen, ohne irgendeinen berechtigten Grund hat er mir das Blut aus der Nase gezapft. Und das muß man sich hier ohne Murren gefallen lassen. Ich habe mich beherrscht, habe ihn nicht bestraft, weil ich an meine Freilassung denke. Ich weiß, es würde bei dem Direktor und bei den Ärzten übel vermerkt, wenn ich ihn auch geschlagen hätte. Übrigens muß man immer bedenken, daß es Geisteskranke sind, in deren Mitte man ist, die für ihre Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden können. Allerdings, vor einem Jahr wäre ich tüchtig dreingefahren, da wäre so etwas nicht ungestraft vorüber gegangen; das hat ein Patient in Münsingen erfahren müssen, der mir noch 3 Wochen später die gelben Merkmale an seinem Arm zeigen konnte, die von meinen Händen herührten. Es ist oft schwer, ruhig zu sein; ich sehe schon darin, daß ich mich viel geändert habe, daß ich die Streiche ruhig hinnehmen konnte. Möge mein Charakter in allen Dingen so gefestigt sein, dann ist mir für die Zukunft nicht bange.

26. IV. Endlich einmal ein wirklich schöner Tag. Seit Montag arbeite ich wieder im Garten, doch hat die Bise in den ersten Tagen einen gründlich ausgepiffen. Nun ist aber die Sonne doch endlich Meister geworden, und man darf wieder aufatmen und hoffen auf bessere Tage; ob auf bessere Zeiten? — wer weiß es? Ich habe bis jetzt noch keinen Bericht, wann ich frei werde. Die Zeit beginnt lang zu werden, die Sehnsucht groß. Die schönen Frühlingstage erinnern mich an frühere, schönere Zeiten, da ich mit meiner lieben Braut spazieren konnte. Mit welcher Sehnsucht denke ich an jene schönen Abende, die ich mit ihr verbrachte. Oh, daß ihr wieder kämet, ihr schönen Zeiten, wo ich noch offen und ehrlich um ihre Liebe warb. Verloren, Verloren, vielleicht für immer!

27. IV. Der Arzt hat mir wieder Hoffnung gemacht: Bald, bald! Aber ob ich ihm glauben darf?! Das ist auch eine Frage! Ist das am Ende nur eine Be-

schwichtigung, damit ich mich ruhig verhalte? Es wäre nicht das erstemal, daß die Patienten von ihm zum Narren gehalten und belogen werden. Doch was will ich gegen das Lügen sagen, ich, der ich selbst so erbärmlich gelogen habe, der sich nicht gescheut hat, seine liebe, treue, vertrauende Braut zu belügen! Kann sie mir das je vergeben? Vielleicht ja! Aber ob lieben? Lina, du müßtest ein Engel sein. Ein Weib kann alles verzeihen, nur nicht, daß es belogen wird.

28. IV. Ich habe hier in der Anstalt viel gesehen, das mir zeitlebens in Erinnerung bleiben wird. Wenn ich frei bin, werde ich danach leben, um nie wieder mit diesen Menschen, wie man sie hier findet, in Berührung zu kommen müssen. Ich habe hier erfahren gelernt, wie weit das unregelmäßige Leben den Menschen bringt, habe auch einsehen gelernt, was ein regelmäßiges Leben, was regelmäßige Arbeit ist, und werde mich in der Freiheit danach richten. Aber wann kommt diese Freiheit? Vielleicht Ende Mai, wenn ich ein volles Jahr hier sein muß. Und dann? Dann will ich arbeiten, solid leben, Abstinenz sein, allen leichtsinnigen Gesellschaften fernbleiben; alles in allem: will ein Mann sein!

29. IV. Der heutige Tag im Abreißkalender trägt den Spruch: „Der vollkommendste Sieg ist: sich selbst überwinden!“ Ja, auch ich habe Selbstüberwindung nötig, ich werde einen harten Kampf gegen mich selbst führen müssen, aber ich lasse nicht nach, bis auch ich überwunden habe. Ich will glücklich werden und will mir das Glück erringen mit aller Kraft und Energie! Ich habe nie vergessen, was meine Lina für mich getan hat und wie schwer ich gegen sie gefehlt habe. Das will ich gutmachen!

1. V. Wer diese Zeilen liest, könnte den Eindruck erhalten, es seien Erzeugnisse eines Geisteskranken, und doch glaube ich kaum, daß es der Fall ist. Ich bin bei meinem jetzigen nüchternen Leben einfach erwacht aus meinem früheren Leichtsinn, aus meinem gedankenlosen Dahindämmern. Ich bin ernster geworden und sehe ein, was ich mir alles verdorben habe, was ich versäumt und vernichtet habe, und empfinde nun das sehnstüchtige Bedürfnis, dies alles nach Möglichkeit wieder gutzumachen. Ich glaube nicht, daß ich geisteskrank bin, es wäre denn: Anlagen zu Melancholie. Doch wer wollte hier nicht melancholisch werden, wenn er kein sicheres Ende der Qualen vor sich sieht?!

3. V. Heute morgen habe ich wieder mit dem Arzt gesprochen über meine Freilassung; noch immer kein Bericht! Wie mir das Herz schwer wird! Hoffnungen und immer wieder Hoffnungen, die doch am Ende alle zuschanden werden. Es ist eine harte Strafe, die mir um meines Leichtsinns willen auferlegt worden ist. Doch sie ist ja nicht unverdient. Ich weiß, daß ich jetzt nur trage, was ich mir selbst auferlegt habe, und doch fehlt mir oft die Geduld dazu, ich möchte die Bürde, diese Qual abwerfen. Wann, wann wird mir die Gelegenheit gegeben, wieder gutzumachen, ein Mann zu werden und glücklich zu sein?

Wäre es nicht besser für jeden, der in das Irrenhaus gebracht wird, ein rascher Tod würde ihn ereilen, statt daß er die vielen furchtbaren Qualen durchmachen müßte? Wenn ich an die Unheilbaren denke, ihre Leiden, ihre Angst und Hilflosigkeit ansehe, dünkt es mich, es wäre humaner, den armen Menschen einen raschen Tod zu geben, statt sie jahrelang leiden zu lassen. Überhaupt finde ich es eine gründlich verkehrte Theorie, einen Nervenkranken in eine Irrenanstalt zu sperren um ihn zu heilen, wo täglich eine Aufregung der anderen folgt. Der Mensch, der sich in irgend etwas verfehlt hat, das ihn mit den Gerichten in Konflikt bringt, ist zehnmal wohler, wenn er zu einer bestimmten Gefängnisstrafe verurteilt, statt als momentan unzurechnungsfähig in ein Irrenhaus gesteckt wird. Im ersten Falle weiß er, wann er wieder frei wird; ist er aber einmal im Irrenhaus, dann ist er „verkauft“. Der entlassene Sträfling beginnt ein neues Leben, er hat seinen Fehltritt gebüßt, kann es mit ein wenig Energie zu etwas bringen; kein Mensch

hat ein Recht, ihm etwas vorzuhalten. Anders ist es mit dem aus der Irrenanstalt Entlassenen. Wo er auch sein mag, wo er sich niederläßt, wird es bald bekannt sein — wenigstens bei den Behörden — und die geringste Kleinigkeit zeichnet ihn als Narren, als Geisteskranken und kann ihn wieder in die Anstalt zurückbringen. Wehe dem armen Menschen, der dann nicht einen sicheren Halt hat, einen treuen, ergebenen Menschen, an den er sich halten kann! Er fühlt sich verfolgt und ist verloren für alle Zukunft. Oft zieht sich ein solcher zurück, lebt für sich, abgeschlossen, und wird gerade deshalb wieder als närrisch, als geisteskrank angesehen, wiewohl ihm vielleicht weiter nichts fehlt als das Entgegenkommen gutgesinnter, wohlwollender Menschen. Was soll der Mensch noch auf der Welt, wenn ihm das bißchen Glück versagt ist, wenn er sein Leben in Unfreiheit zubringen soll? Er ist schlimmer dran als irgendein Tier. Dieses wird entweder aufs Sorgfältigste gepflegt oder abgetan.

Eine Warnung für alle soll es sein, die ich in die Welt hinaus rufen möchte: Bringt eure Angehörigen nicht so rasch ins Irrenhaus. Wartet, bis euch ein tüchtiger Arzt sagt, es sei unbedingt notwendig. Erst wenn der Mensch absolut nicht mehr fähig ist, unter seinen Mitmenschen zu leben, dürft ihr daran denken, ihn hierher zu bringen. Ihr ladet furchtbare Verantwortung auf euer Gewissen. Nervöse Menschen können hier überhaupt kaum geheilt werden. Habt ihr einen Tunichtgut in der Familie, dann zeigt ihm das Irrenhaus, erklärt ihm das Elend in demselben, und er wird daran denken sein Leben lang. 8 Tage in einer solchen Anstalt, unter Geisteskranken, werden genügen, einen leichtsinnigen Menschen zu heilen. Die Wurzeln dieser furchtbaren Krankheit sind genügend bekannt, ich brauche sie hier nicht extra aufzuzählen. Hütet euch davor! Mancher lacht und fühlt sich gefeit; er mißachtet die Warnungen und Ermahnungen verständiger Menschen. Die Stunde kann kommen, wo er nicht mehr lacht! Oder vielleicht doch, er lacht, weiß aber nicht mehr, warum er es tut! Keine Geisteskrankheit ist gleich wie die andere; furchtbar sind die Leiden, die Qualen dieser armen Menschen anzusehen, und keiner von ihnen glaubt es, daß er krank sei. Keiner läßt sich seine Behauptungen, seine Ideen ausreden, viel eher sehen sie alle anderen für krank, für verrückt an. Der Mensch, der unter ihnen verweilen muß, bedarf starker Nerven, wenn er nicht zugrunde gehen will. Wehe demjenigen, der sich nicht beherrschen kann, nicht stark genug ist, sich über die vielen Unannehmlichkeiten hinwegzusetzen! Er wird sein Leben lang daran tragen müssen. Die Ärzte sind machtlos dieser furchtbaren Krankheit gegenüber; nur die Natur und die eigene Energie kann eine Heilung herbeibringen. Überhaupt geben sich die Ärzte fast gar keine Mühe, einen Geisteskranken zu heilen, eben weil ihre Kunst hier meistens versagt und der Kranke eher den Arzt als sich selbst für krank hält. Aber wie oft sind es auch nur eingebildete Krankheiten! Was überhaupt hier die Einbildung ausmacht! Ich bin inmitten von Kaisern, Königen, Baronen, Feldmarschallen, Generalen, Million- und Milliardären und muß oft diesen Prahlereien zuhören. Doch kein einziger benimmt sich seinem Rang entsprechend. Oft ist es zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre. Wo ist das Mittel, den armen Menschen ihre Einbildungen aus ihren Köpfen zu treiben?

Oh ihr, die ihr diese Unglücklichen auf dem Gewissen habt, kommt einmal her und seht sie euch an. Vielleicht würdet ihr Mitleid mit ihnen haben und andere warnen, die in Gefahr sind, zu sinken. Aber solange es euer Profit ist, kümmert ihr euch nicht darum. Ich brauche hier nur einige Ursachen zu nennen, die viel schuld sind, daß die Irrenhäuser so überfüllt werden. Es sind dies: Trunksucht, Unzucht, Kinematopgraphen, Tingeltangel, Schundliteratur usw., die die hoffnungsvollsten Menschen oft so ruinieren. Hauptsächlich für die Jugend sind die Kinematographen, Tingeltangel und schmutzigen Vorstellungen allerhand „Wirtshauskünstler“

das reinste Gift. Sogar während diesem furchtbaren Krieg sind diese verfluchten Buden geöffnet. Und gerade diejenigen, die diese Schaustellungen am meisten besuchen, verlangen die Notunterstützung des Bundes, klagen über die teuren Lebensmittel und kleinen Arbeitslöhne. Der Mensch sollte sich mehr um seine Mitmenschen kümmern, sollte Spitäler, Strafhäuser, Irrenhäuser usw. besuchen, sollte die Ursachen ergründen, die die Insassen dieser Häuser ins Unglück gebracht haben, er würde vielleicht gescheiter, würde auch über seine eigenen kleinen Leiden viel weniger klagen. —

Und wenn nun doch so ein armer Mensch endlich aus der Irrenanstalt entlassen werden kann, wo findet er Hilfe, Unterstützung, Verstehen? Für entlassene Sträflinge hat sich ein „Patronage“ gebildet, ein Schutzaufsichtsamt, an das sich der Unglückliche im Fall der Not wenden kann. Doch was wird für einen Entlassenen der Irrenanstalt getan? Er wird mit ängstlichen, scheelen Augen angesehen und sein Lebtage als Narr betrachtet. Überhaupt ist es für einen Menschen, der einmal in einem dieser staatlichen Gebäude untergebracht werden mußte, furchtbar schwer, auf eine gesicherte Stufe zu kommen, wieder ein geachteter Mann zu werden. Warum? Warum werden so viele Gefallene immer und immer wieder rückfällig? Weil sie überall nur dem Mißtrauen begegnen, nirgends Vertrauen finden. Gebt einem solchen armen Menschen nur ein kleines Zeichen von Vertrauen, und er wird alles dran setzen, es zu verdienen. Laßt ihn seine Vergangenheit vergessen, und er wird stark! Wo er aber immer nur dem Mißtrauen, den Verdächtigungen begegnet, fühlt er sich nicht wohl, er wird scheu, zieht sich zurück, lebt für sich mit seinen Gedanken allein; und was die Konsequenzen dieser Gedanken sind, hört man oft genug in den Gerichtssälen. — Wie kann der Mensch sich aufrichten, wenn er niemand hat, an den er sich halten kann, wenn er nirgends Freundlichkeit, nirgends Liebe findet? Er wird verbissen, trotzig, gleichgültig, lebensüberdrüssig und fällt dadurch immer tiefer ins Elend. Wer einen Verurteilten nach Verbüßung der Strafe durch Beratung und Versorgung in einer passenden Arbeitsstelle auf einen besseren Weg zu bringen vermag, hat mehr erreicht als der Strafrichter, der ihn nach dem Buchstaben des Gesetzes immer und immer wieder verurteilt und sich nicht weiter um sein Fortkommen bekümmert. Wohl heißt es: „Auf sich selbst gestellt, bewährt sich der echte Mann!“ Aber die sind dünn gesät, die das vermögen. Die große Mehrzahl von uns braucht äußeren Halt. Wer hat es nicht an sich selbst erfahren, wie Urteil und Vorurteil, wie Glauben und Unglauben seiner Mitmenschen bestimmend auf ihn wirkten; wie er die anderen hielt und wie er von ihnen gehalten wurde? Wie oft wird ein Verurteilter durch das Benehmen seiner Nächsten wieder dem Verbrechen in die Arme getrieben! —

Was hat überhaupt ein entlassener Sträfling noch für Aussichten? Er muß unfehlbar demselben Verhängnis erliegen, dem leider fast alle Verurteilten nach der Entlassung aus dem Gefängnis über kurz oder lang verfallen sind. Es ist dies bekanntlich einer der wundensten und faulsten Punkte in unseren staatlichen und sozialen Verhältnissen, und die besten und klügsten Köpfe haben vergeblich auf eine wirksame, dauernde Hilfe gesonnen. Mit der inneren, moralischen Besserung des Verbrechers selbst, auf welche man heute soviel hinarbeitet, ist nur eine überaus schmale Seite dieser ernsten und traurigen Zustände berührt und wird gar nichts erreicht, solange sich nicht daran auch eine äußere Besserung für den armen Teufel schließt, die aber, den Umständen nach, am allerwenigsten von ihm selbst und durch sein Zutun zu erreichen ist. Er lebt nun einmal auf der Erde und ist, wie mehr oder weniger alle, von ihr und dem materiellen Leben abhängig. Die Not aber, die Entbehrungen, die Verachtung und Verdächtigungen, mit einem Wort — das Dasein zu ertragen, welches das Los eines entlassenen Sträflings zu sein pflegt — es geduldig und würdig zu ertragen, nur in Rücksicht und in Hoffnung auf den der-

einstigen himmlischen Lohn —, das ist ein wenig mehr, als man von dem größten Teil solcher Menschen, ja als man von den meisten Menschen überhaupt verlangen kann.

Ich habe schon auf den vorderen Seiten darüber geschrieben und bin noch der Meinung, daß eine Ehrensache der betreffenden Behörden sein sollte, den armen Menschen wieder auf die Beine zu helfen, sie wieder unter die Menschen zu reihen. Aber nicht nur an den Behörden wäre es; jeder recht denkende Mensch hat die Macht in sich, einen Gefallenen wieder emporzuheben und ihn mit wenigem auf die rechte Bahn zu leiten. Wirkt immerhin auf die innere Besserung des Straffälligen, laßt ihn nicht nur seine Strafe bestehen, sondern auch die Gerechtigkeit derselben und seine Schuld erkennen, aber sorgt dann zuerst dafür, daß diese Strafe des Gesetzes nicht nach ihrer Bestehung ins Unendliche ausgedehnt und zu einem unerträglichen Grade gesteigert wird. Solange ihr noch das Verbrechen durch die Strafe nicht vollständig gesühnt glaubt und den früheren Verbrecher, nachdem er sein Tun gebüßt, nicht ebenso vollständig frei und makellos vor euch seht; solange ihr in ihm nicht den wieder Schuldlosen, sondern stets nur den vormaligen Verbrecher erkennt und ihn demgemäß behandelt —, so lange ist alle innere und persönliche Besserung des armen Teufels entweder ein Hirngespinnst oder doch für sein späteres Erdenleben etwas durchaus Gleichgültiges. Nehmt dagegen den Makel von ihm, die Verdächtigungen und das Mißtrauen, laßt ihn für das gelten, was er dem gesühnten Gesetz gegenüber ist — für einen ebenso reinen Menschen wie ihr; laßt ihn das durch die Art und Weise erkennen, in der ihr ihn aufnehmt, mit ihm verkehrt; stärkt durch eure Achtung seine Selbstachtung —, bessert euch, mit einem Worte, selbst — und die innere, moralische Besserung wird bei dem gewesenen Verbrecher in den meisten Fällen ganz von selber kommen und nachhaltiger sein als alles, was ihr ihm mit Mühe und Not davon durch schöne Lehren beizubringen sucht.

28. II. 1918. Ich will nun meine Aufzeichnungen in diesen Blättern schließen. Soviel habe ich hier geschrieben, und keine einzige Zeile ist dabei, die von einer guten, edlen Tat berichtet. Alles nur Übles, Schlimmes! Kann ich auch einmal etwas Gutes aufzeichnen. Gelegenheit dazu hat jeder Mensch. Möge Gott mir noch einmal die Gelegenheit geben, meine Vergangenheit gutzumachen. Ich habe in den letzten Monaten manche Enttäuschung erfahren, manche Hoffnung zu Grabe tragen müssen. Dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß noch alles gut werden könne. Aber bald muß es geschehen, wenn es nicht zu spät sein soll. Die Sehnsucht nach Freiheit und ehrlichem Leben und Namen ist so groß, daß ich am Ende unterliegen muß, wenn nicht bald eine Änderung eintritt. Ich habe das Härteste, Bitterste, was ein Menschenherz über sich ergehen lassen muß, die Streiche, die ich empfang, die mein armes, schuldbeladenes Herz niederschmetteten, diesen Blättern, den Bekenntnissen eines Verzweifelten, anvertraut. Mögen sie ihren Zweck erreichen und mir bald eine Besserstellung in meinem armseligen Dasein bringen.

Nachtrag.

Ich habe während meines Hierseins manchen Blick in mein Inneres getan und muß sagen, es sah wüst darin aus. Aber so ganz dunkel war es auch nicht; auch ich habe meine guten Seiten und Charakterzüge, die sich hätten entwickeln können, wenn sich jemand die Mühe gegeben hätte, sie zu wecken. Wenn ich zurückdenke an meine Jugendjahre, an die Erziehung, die mir zuteil wurde, finde ich manches, das unterlassen worden ist, und manches, das hätte unterlassen werden sollen. Von Religion zum Beispiel war in unserer Familie nie die Rede, und doch ist sie dem Menschen — und besonders dem schwachen — unbedingt notwendig. Man glaubt wohl oft, dieser und jener habe keine Religion, und es gehe ihm gleich-

wohl gut. Und doch haben sie eine Religion, sie wissen, daß eine Macht über ihnen ist, die sie lenkt, der sie sich unterwerfen müssen. Seien sie Christen oder Nichtchristen, sie beten doch die Macht an, die sie über sich fühlen. Und je nachdem ihre Religion ist, werden sie auch ihren Charakter äußern.

Auch ich habe hier gelernt, an eine höhere Macht zu glauben, der ich mich zu unterwerfen habe, unter deren Führung ich zufrieden und glücklich werden kann. Ich glaube jetzt, daß ein Gott und ein Erlöser über uns ist, der das Gute belohnt und das Böse bestraft. Noch bin ich nicht stark genug im Glauben, um viel darüber reden zu dürfen, hoffe aber, noch stark zu werden. Ich habe hier das Beten gelernt und mehr als einmal erfahren, daß Gott mich trotz meiner vielen Sünden erhört hat. Nun will ich bei meinem Glauben bleiben und an ihm festhalten.

Wie steht es nun mit meinem Charakter? Ich weiß, es ist daran noch viel zu meißeln und zu verbessern. Ich habe kürzlich in einer christlichen Zeitung gelesen: „Gerade wie der Steinhauer einen rohen Stein nimmt und ihn durch vieles Hämmern und Meißeln seiner Ecken und Vorsprünge entledigt und ihn zu dem prächtigen Eckstein formt, der er werden soll, so muß auch Gott, wenn wir uns ihm zur Verwendung überlassen, unser Leben in seine Hand nehmen und uns durch allerlei ernste Prüfungen und schwere Erfahrungen gehen lassen, bis unsere Natur gereinigt und unser Wille mit dem seinigen vereinigt ist.“

Wenn wir unseren Charakter stark und nützlich machen wollen, so ist es nötig, von einem dienstwilligen Geist beseelt zu sein, der allezeit versucht, soviel wie möglich einem jeden, mit dem wir in Berührung kommen, irgendwelche Aufmunterung, Hilfe oder Segen zukommen zu lassen. Und wo wäre dazu mehr Gelegenheit geboten als hier in der Irrenanstalt, in den Spitälern und in den Gefängnissen! Aber auch im täglichen Leben, in der Familie und unter seinen Nächsten findet jeder Mensch Gelegenheit genug, Gutes zu tun und dadurch seinen Charakter zu festigen. Gerade wie andere Menschen zur Bildung unseres Charakters beitragen, so tun auch wir dies zum Aufbau der Charaktere unserer Nächsten. Es mag ja sein, daß wir nie dazu kommen, große Dinge zu tun, von welchen die Leute reden werden, oder die nur irgendwie von anderen Leuten bemerkt werden, aber nichtsdestoweniger wird ein jedes Wort, das wir sprechen, jede, auch die kleinste Tat, und sogar die, welche wir manchmal unbewußt vollbringen, ein Segen und eine Hilfe sein, wenn wir alles um Christi willen tun.

Wenn wir nun wünschen, einen guten Charakter zu bekommen, so müssen wir dafür sorgen, daß zuerst unser inneres Leben ein gutes sei. Wir müssen lernen, erst zu denken und dann zu reden, wir müssen erst prüfen und dann handeln. Wir haben alle unsere Zeiten der Entmutigung, und das ist oft dann, wenn alles nicht geht, wie wir es gerne haben möchten. Die täglichen Entmutigungen aber, die aus jedem Leben eine Zeit des immerwährenden Kampfes machen, tragen sehr zum Wachstum unseres Charakters bei. Sobald wir aufhören zu kämpfen, werden wir auch mit Wachsen aufhören. Unser Leben kann allerdings leichter sein, wenn wir den vielen Schwierigkeiten aus dem Wege gehen, aber dann werden wir aus demselben nicht viel davontragen, das der Mühe wert wäre.

Die schweren Erfahrungen, die uns manchmal fast zu schwer erscheinen, sind es gerade, die das Leben zu einer richtigen Schule für uns machen, in der wir unsere besten Aufgaben lernen und zu starken Charakteren herangebildet werden. Richten wir unser Leben, unser Handeln nach den Pflichten, die einem jeden von uns auferlegt sind, seien wir streng und rücksichtslos gegen uns selbst, gegen unsere Wünsche und Begierden, und unser Charakter wird bald stark genug sein, den Kampf ums Dasein siegreich zu bestehen und nicht zu wanken in Zeiten der Gefahr.

Ich weiß, daß bei mir noch viel zu einem starken Charakter fehlt. Mein bisheriges Leben zeigte von großer Charakterschwäche, und ich habe dazugesetzt, das

Gegenteil zu erzielen. Die Zukunft will ich mir mit Gottes Hilfe besser gestalten. Es ist genug des Sündenlebens, nun heißt es: Vorwärts blicken und auf Gott vertrauen!

Der Patient, dem die vorausgehenden Aufzeichnungen entstammen, denkt moralisch, handelt aber als Verbrecher, was er sich selbst bewußt ist und was er auch auf seine Weise und nicht ganz unrichtig erklärt. Er beschuldigt z. T. den Mangel an einer regelrechten Erziehung und belehrungsreichen Beispielen, das Fehlen idealistisch gesinnter Kameraden, die ihn in seinen moralischen Bestrebungen unterstützen könnten. Wenn er sich seine schlechte Gewohnheit, die Trunksucht, abgewöhnen will, so wird er von der Umgebung als Temperenzler verlacht, was eigentlich kein Motiv ist für einen vernünftigen Menschen, um wieder Trinker zu werden. Unser Patient leidet unter anderem an Charakterschwäche und Unmöglichkeit, seiner bösen Neigungen Herr zu werden, und es ist ihm darum nicht übel zu nehmen, daß er wegen eines so unschuldigen Scherzes wie „Temperenzler“ dem Alkoholabusus verfällt und seine Verbrechen weiter treibt.

Aber darum ist unser Patient streng genommen weder unmoralisch noch moralisch Imbezill. Er ist ein Verbrecher, wohl einverstanden, er ist aber nicht unmoralisch, weil er moralisch fühlt und denkt und unter günstigen Umständen vielleicht auch moralisch zu handeln imstande sein wird.

Wenn aber ein Verbrecher im Gegensatz zu unserem Patienten von seinen Untaten zynisch spricht, so heißt es noch immer nicht, daß er für moralische Begriffe unempfindlich sei, moralisch zu fühlen unfähig sei und letzten Endes „moralisch imbezill“ sei. Gerade die Verbrecher sind die „durchgeriebenen Kerle“, und ihnen fehlt es an Intelligenz viel weniger als den meisten der im Schweiß ihres Angesichts ehrlich ihr Brot Verdienenden. Der Verbrecher, der eigentlich von seinem Verbrechen spricht, hat eine besondere sadistische Freude, seinem Verbrechen auch diese Untat hinzuzufügen, indem er unser moralisches Fühlen beleidigt, und nicht weil er für Moral weder Verständnis noch Empfängnis hat. Es gibt eben Verbrechernaturen, die ihre höchste Wollust in dem Verbrechen erreichen, und indem sie uns ihre Verbrechen als ihr Ideal ins Gesicht schleudern, erleben sie eine Wollust, die sie bis jetzt in ihren gemeinen Verbrechen nicht erlebt haben und auf die sie, da das Schicksal sie ihnen mal gegönnt hat, nicht verzichten wollen. Es gibt aber Momente, wo diese zynischen Verbrecher im geheimen schrecklichere Momente erleben, als wir uns nur vorstellen können, indem sie sich in den Schmerzen der Reue wälzen, um dann wieder in unseren Augen so zynisch als es nur erdenklich über ihre Verbrechen zu sprechen¹⁾.

¹⁾ Man stößt in der schönen Literatur auf Typen, die absolut keine moralischen Gefühle aufweisen, die nie ihre gehässigsten Verbrechen bereuen und die nichts anderes an das Leben bindet als Verbrechen und körperliche Wollust. Ein Typus

Wir sprechen hier auf Grund von Erfahrungen und fühlen uns berechtigt zu behaupten, daß die moralische Imbezillität ein Mythos der Psychiater ist. Wir moralisch fühlenden und handelnden Menschen sollten keine moralische Imbezillität erdichten, sondern für jeden, auch für die gemeinsten Verbrecher moralisch fühlen können, und indem wir sie isolieren, um sie für die Gesellschaft unschädlich zu machen, ihr Leben so erträglich machen, als es uns nur möglich ist. Und dafür sind moderne mit allen Komfort eingerichtete Irrenhäuser, speziell für Verbrecher, am geeignetsten. Das Hinrichten eines Verbrechers oder das Einsperren eines solchen in einem Zuchthause, wo der Verbrecher das Nötigste entbehrt, ist kaum ein kleineres Verbrechen als das Verbrechen des Verbrechers selbst. Man soll sich nicht entschuldigen, daß das Bestrafen des Verbrechers die anderen abschreckt und die Zahl der Verbrecher auf solche Weise vermindert. Das ist eine Entschuldigung, um sein Gewissen zu beruhigen. Die zahllosen Hinrichtungen haben nicht nur das Verbrechen aus der Welt nicht ausgeremmt, sondern im allgemeinen auch nicht vermindert, und wenn manche Statistik beweist, daß hier und da im Verlaufe der letzteren Jahrzehnten vor dem Kriege die Verbrecherzahl zurück gegangen ist, so schreiben es die Bearbeiter dieser Statistiken nicht den Wirkungen der Hinrichtungen und der Zuchthäuser, sondern dem Zuwachse der Volksaufklärung und Volks-erziehung zu. *Celui qui ouvre une école, ferme une prison!* hat Victor Hugo ausgerufen. Und dieser Ruf soll uns immer verfolgen. Nicht Haarspalterei über moralische Imbezillität sollen den Geist des Psychiaters umnebeln, sondern tiefes Eindringen in die Natur des Menschen, die sich doch modeln läßt, soll sein Bestreben sein. Und mit

solcher Art ist von Alexandre Dumas mit großer dichterischer Kunst in seinem Roman „*Les trois mousquetaires*“ in Gestalt von Charlotte Bacuson — comtesse de La Fère — milady de Winter (dieselbe Person unter drei Namen) geschildert worden. Es ist aber interessant, daß Dumas für diese Verbrecherin nicht ganz geheime Sympathien aufweist und mit Kardinal Richelieu sie für ein Genie erklärt. „... D'un autre côté les crimes, la puissance, le génie infernal de milady l'abaient plus d'une fois épouvanté,“ bemerkt Dumas an einer Stelle seines Romans. Das ist beiden, sowohl Richelieu als Dumas nicht übelzunehmen, weil das Genie eben zu bewundern ist und irgendwelche Sympathien hervorrufen muß, gleich, ob das Genie sich auf das Verbrechen oder auf eine den Menschen nützliche Geistesbetätigung wirt. Aber die Genie des Verbrechens sind ebenso selten oder noch seltener als die Genie des wohlthuenden Geistes und können darum im praktischen Leben kaum in Betracht kommen. Jedenfalls verdienen die Verbrechergenie noch weniger moralisch imbezill gestempelt zu werden als die gemeinen Verbrecher, weil wir sie eben mit Dumas als Genie betrachten und nicht als Imbezille. Das Fehlen der moralischen Gefühle bei solchen Verbrechergenies ist nicht durch moralische Imbezillität zu erklären, sondern durch ihr rätselhaft geschaffenes Genie. Wir bezweifeln auch bei dem Verbrechergenie das Fehlen moralischer Gefühle. Die moralischen Gefühle sind da, bloß gestattet ihnen das Genie, das auf Verbrechen gerichtet ist, nicht, mitzusprechen.

Rücksicht auf die Modellierbarkeit der menschlichen Natur, soll der Psychiater mit Victor Hugo die Volkserziehung anstreben als das einzige Mittel, um die moralischen Gefühle, die bei jedem Menschen irgendwo in der Tiefe seiner Seele glimmen, in all ihrer Lebenskraft wirken zu lassen, damit sie die Unnatur des Menschen sich unterordnen. In der Erkenntnis der Macht der Erziehung und der aus ihr resultierenden guten Gewohnheit soll der Psychiater behaupten dürfen, daß es keine moralische Imbezillität gibt, daß jeder Mensch moralisch fühlen kann und moralisch auch handeln kann. Und wenn ein Mensch der Macht der Umstände unterliegt und auf Irrwege gerät, so soll man sich an ihn nicht dadurch rächen, daß man ihn der moralischen Gefühle, die erst den Menschen zum Menschen machen, beraubt, sondern man soll ihm in seinem Unglück helfen: Man verbringe ihn in ein mit allem Komfort eingerichtetes Irrenhaus, denn er hat geirrt und verdient mehr Mitleid als der moralisch handelnde Mensch, und indem wir ihn so für die Gesellschaft unschädlich gemacht haben, sorgen wir für sein Wohl, wenn wir ihn auch vielleicht nie zum moralischen Handeln bringen werden!

VI. Moral und Recht.

Wir wollten im vorigen Kapitel nur von der moralischen Imbezillität sprechen, haben aber dabei notwendigerweise das ganze Problem des Verbrechers angeschnitten und kamen zum Schluß, daß die Bestrafung in welcher Form sie auch geschehe, von moralischem Standpunkte her unmoralisch sei. Man sollte die Verbrecher nicht bestrafen, sondern sie in Irrenanstalten für Verbrecher verbringen, wo sie nach Möglichkeit beschäftigt und erzogen werden sollten. Das Ziel würde durch solches Vorgehen vollständig erreicht sein. Die Gesellschaft wäre den Verbrechern gegenüber geschützt und hätte sich auch keine Vorwürfe zu machen, unmoralisch ihnen gegenüber gehandelt zu haben. Sie übergab den Verbrecher dem Seelensorger — dem Irrenarzt — der sein Bestes tun wird, um dem Verbrecher sein Leben nicht nur erträglich, sondern auch komfortabel zu machen. Von „Freiheitsraub“ (gegen den mancher besonnene Geisteskranke so oft protestiert) könnte keine Rede sein. Denn die „Freiheit“ des Verbrechers ist nicht Freiheit, sondern Willkür oder Zwangshandlung (innerer Drang zum Verbrechen, dem er nicht widerstehen kann). Freiheit kann nur bei einem moralischen Individuum in vollem Sinne des Wortes bestehen.

Es gibt aber noch einen andern Standpunkt, der das Verhalten der Gesellschaft dem Verbrecher gegenüber reguliert, das ist der allgemein vertretene Standpunkt des Rechts. Nach Johann Gottlieb Fichte, den ich in dieser Materie (Moral und Recht) als den edelsten Philosophen nennen muß, hat das Recht mit der Moral nichts zu tun. Fichte nimmt

drei Kategorien von Gesetzen an: 1. Naturgesetz; 2. Praktisches Gesetz mit der Einteilung in a) kategorisches, sittliches- und b) bedingtes, pragmatisches Gesetz; 3. Rechtsgesetz¹⁾. Das Rechtsgesetz ist nach Fichte erst mit dem Staate aufgetreten: „Alles Recht ist Staatsrecht“, und ein Rechtsgesetz außer dem Staate gibt es nicht, da es nur *lex scripta* und keine *lex nata* gibt: „*Lex nata* wären angeborene Ideen“.

Der Staat selbst ist nach Fichte eine „Zwangsanstalt“²⁾, dessen Zweck kein anderer ist, „als der der gegenseitigen Sicherheit der Rechte

¹⁾ „... einmal, das Phänomen ist, auch ohne den Gedanken der Notwendigkeit, diese wird erst nachher eingesehen. Es ist eben schlechtweg und unmittelbar ein Gesetz des faktischen Seins, ein Naturgesetz.

Oder das in dem Gesetze ausgesagte Phänomen ist gar nicht, sondern es soll erst durch Freiheit hervorgebracht werden. Wenn es sein wird, so wird man finden und sagen können, es sei durch das Gesetz, aber nicht ohne diesen Zusatz, es sei durch das Gesetz vermittelt eines freien Entschlusses.

Darum a) es ist dies ein Gesetz unmittelbar an die Freiheit, das zu einem Phänomen wird nur durch sie, nicht durch die Natur.

b) Freiheit handelt immer mit klarem Bewußtsein und nach einem Zweckbegriffe. Die Freiheit, durch welche jenes Gesetz zu einem Phänomen werden soll, muß darum dasselbe vor dem Entschlusse erkannt haben. Also Erkenntnis des Gesetzes geht dem Phänomen voran. In dem ersten Falle war es nicht so, sondern umgekehrt; das Phänomen war, und an dem seienden Phänomen entwickelte sich die Einsicht des Gesetzes; dort ein Naturgesetz, das dagegen, welches wir jetzt fanden, ist ein praktisches Gesetz: das praktische Bewußtsein aber ist ein wissenschaftliches, denn es läßt das Phänomen aus dem erkannten Gesetze folgen. Dies scharf zu fassen. Das praktische Gesetz ist ein doppeltes: a) Es gebietet unbedingt und kategorisch (das sittliche); b) es gebietet bedingt; wenn man diesen und diesen Zweck hat, so muß man so und so handeln (das pragmatische). Wer gelehrt und wissenschaftlich werden will, muß sich anstrengen; wer ein festes Haus bauen will, muß einen festen Grund legen, d. i. man kann zum Phänomen, das man sich beliebig als Zweck setzt, und das nur durch Freiheit möglich ist, nur durch ein solches Handeln kommen.

Zu welcher von diesen Klassen gehört nun das Rechtsgesetz als bestimmender Grund eines Phänomens? Ich sage, es paßt unter keine der beiden, es ist weder ein Naturgesetz noch ein Sittengesetz. Sein Phänomen ist: ein solches Zusammenleben mehrerer freier Wesen, in welcher alle frei sein sollen; keines Freiheit, die irgendeines anderen stören kann.“

²⁾ Der moderne Begriff des Staates fällt mit demjenigen Fichtes zusammen, wenn auch das moderne Wort für den alten Begriff etwas verschönert ist und man nicht von „Zwangsanstalt“, sondern von „Herrschaftsverband“ spricht: „Die moderne Staatslehre versteht unter ‚Staat‘ einen Herrschaftsverband. Daß es sich um eine herrschaftlich organisierte Gebietskörperschaft handelt, kommt im folgenden nicht weiter in Betracht. Auch ist hier gleichgültig, ob diese Gebietskörperschaft als souverän vorausgesetzt werden muß oder nicht. Entscheidend ist allein der Herrschaftscharakter. Das bedeutet aber zunächst nichts anderes, als daß die Ordnung menschlichen Zusammenlebens, die man als Staat zu bezeichnen pflegt, eine Zwangsordnung ist, und daß diese Zwangsordnung — was allerdings die herrschende Lehre nicht klar erkannt und auch nicht ausgesprochen hat — (Fichte hat es aber lange vorher klar erkannt und ausgesprochen! Galant) mit der Rechtsordnung zusammenfällt.“ (Hans Kelsen, „Sozialismus und Staat“. Arch. f. d. Geschichte d. Sozialismus u. d. Arbeiterbewegung 9, H. 1. 1920.)

aller von allen, und der Staat ist zu nichts zu verbinden als zum Gebrauch der hinreichenden Mittel für diesen Zweck“. Aber gerade dadurch ist der Staat nicht eine „Zwangsanstalt“ im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern er beruht mehr auf Verträgen aller mit allen, und unter diesen Verträgen gibt es auch ein Abbüßungsvertrag: „Es gibt ein Recht des Bürgers abgestraft zu werden“.

So kommt Fichte auf das Strafrecht. Das Strafrecht beruht auf dem Abbüßungsvertrag, hat aber mit der Moral nichts zu tun. „Kein Mensch kann oder soll über die wahre Moralität des andern der Richter sein. Der einzige Zweck der bürgerlichen Bestrafung, der einzige Maßstab ihrer Größe ist die Möglichkeit der öffentlichen Sicherheit. Moralität ist überhaupt nur eine und gar keiner Grade fähig: Wollen der Pflicht, lediglich, weil sie als Pflicht erkannt wird.“

Aber wenn auch Fichte das Moralprinzip dem Rechtsgesetze überhaupt und dem Strafrecht insbesondere weggenommen hat, so ist er doch gegen die Todesstrafe. Er ist aber gegen die Todesstrafe nicht aus einem moralischen Grunde (im Rechte gibt es eben keine Moral!), sondern gemäß einer „richtigen Maxime“. „Richtige Maxime. Man muß schließlich jeden behandeln, als ob er frei und der Sittlichkeit empfänglich wäre, diese Forderung durchaus keinem schenken. (Es wird im Leben sehr dagegen gefehlt durch Unterlegung psychologischer Erklärungsgründe.) Nämlich, damit er diese Freiheit bekomme: (daß er sie nicht hat, weiß der Verständige wohl). Zum Freiwerden aber gehört Leben, denn daß ich jemanden, der keine Freiheit hat, tötet, damit er sie bekomme, läßt sich nicht sagen. Also das Recht geht nicht bis zur Todesstrafe.“

„Die subjektive Bedingung der richtigen Beurteilung dieses Gegenstandes ist die: daß man die Sittlichkeit und die Rechtlichkeit rein geschieden habe und die letztere gar nicht betrachte als einen Teil der ersteren, sondern nur als ihre Bedingung. Es kann etwas recht sein, das doch durchaus unsittlich ist. Die absolute Ausnutzung der Freiheit und das Verwerfen des Menschen ohne sie ist aller Ehrenwerte, streng rechtliche Denkweise. Wer zu ihr sich nicht einmal erhoben hat, sondern alle Erscheinungen in der Menschheit erklärt als psychologische Phänomene, nach einem Naturgesetze, der ist tief verächtlich; in ihm ist nicht einmal die ganz gemeine Rechtlichkeit zum Durchbruche gekommen. Beide sind jedoch einseitig. Wer das Reich der psychologischen Notwendigkeit gar nicht verkennend, jene Ausnutzung betrachtet als das durch die Vernunft verordnete Erziehungsmittel zur Freiheit und sie auf die Sphäre, in der sie ein solches Mittel sein kann, beschränkt, der vereinigt alles in dem höheren Standpunkte der Sittlichkeit. Der Sittliche hat gar keinen Gesichtspunkt als den der sittlichen Erziehung und Vervollkommenung seiner selbst und anderer.

Dies ist ihm der Lebenszweck. In der Ausübung ist die Bedingung, daß ein Volk und seine Regierung wirklich über die bloße Rechtlichkeit sich zur Einsicht in die Sittlichkeit erhoben habe. Das mag sich nun in der Wirklichkeit verhalten, wie es will; in den Schulen der Philosophie darf darauf nicht Rücksicht genommen werden.“

Durch die „richtige Maxime“ wird doch von Fichte dem Rechtsgesetze ein Sittlichkeitscharakter auferlegt, und das Rechtsgesetz hat zur Pflicht, den Verbrecher zu verbessern, was bei der Ausscheidung des Rechtes aus der Moral einen recht fremdartig anmuten muß. Und liest man noch ein wenig weiter in Fichtes „System der Rechtslehre“, so ist man noch mehr verwundert, daß Fichte trotz allem auf seiner vollständigen Trennung von Moral und Recht beharrt: „Wenn von Besserung die Rede ist, so sprechen wir nicht von moralischer Besserung der inneren Gesinnungen; denn darüber ist kein Mensch der Richter des anderen; sondern lediglich von politischer der Sitten und Maximen für das wirkliche Handeln. So wie die moralische Gesinnung Liebe der Pflicht um der Pflicht willen ist, so ist die politische Liebe seiner selbst um seiner selbst willen, Sorge für die Sicherheit seiner Person und seines Eigentums. Diese Liebe seiner selbst wird in der Hand des Strafgesetzes eben das Mittel, den Bürger zu nötigen, daß er die Rechte anderer ungekränkt lasse, indem jeder, was er dem anderen Übles zufügt, sich selbst zufügt.“

Schon abgesehen davon, daß die prinzipielle Trennung der moralischen Pflichten und der politischen, wie sie Fichte unternimmt, sehr anfechtbar ist¹⁾, ist der Widerspruch in Fichtes System der Rechtswissen-

¹⁾ Diese prinzipielle Trennung ist darum anfechtbar, weil Moral nicht „Liebe der Pflicht um der Pflicht willen“ sein kann, sondern das Bestreben, so zu handeln, daß die Mitmenschen in keiner Weise vom Individuum geschädigt werden sollten, wobei als Maßstab in erster Linie die eigene Person des moralischen Individuums in Frage kommt (was dir nicht beliebt ist, das sollst du auch dem anderen nicht antun); in zweiter Linie ist die Selbstaufopferung für das Wohl der anderen zu verzeichnen, die nach Heine zu unseren „raffiniertesten Genüssen“ gehört. Eine Moral als „Liebe der Pflicht um der Pflicht willen“ ist eine leere Formel, weil, wo kein Zwang ist, sind auch keine Pflichten möglich, so daß Liebe der Pflicht um der Pflicht wegen Liebe zum Zwang um des Zwanges willen bedeutet. Aber selbst wenn wir mit Fichte annehmen wollten, Moral sei Liebe zur Pflicht um der Pflicht willen, so ist Fichtes Trennung zwischen moralischer und politischer Gesinnung ganz unzulässig. Politische Gesinnung ist nach Fichte: „Liebe seiner selbst um seiner selbst willen.“ Politische Gesinnung ist aber eine Pflicht für den Bürger; die Pflicht des Bürgers wäre also „Liebe seiner selbst um seiner selbst willen“. Nun aber ist es eine nicht zu bestreitende Tatsache, daß für gewöhnlich jeder Mensch ohne jeden Zwang und aus reiner Liebe für sich selbst „Liebe seiner selbst um seiner selbst willen“ übt; die politische Gesinnung ist so vom Standpunkte Fichtes selbst „Liebe der Pflicht um der Pflicht wegen“ und moralische und politische Gesinnung fallen zusammen, gerade durch das Prinzip, durch welches Fichte sie trennen wollte.

schaft, wie er sich beim Punkte der Todesstrafe offenbart hat, nicht nur nicht gemildert, sondern erst recht unterstrichen. Ist die politische Gesinnung und also auch die des Rechts „Liebe seiner selbst um seiner selbst willen“, so ist doch recht unverständlich, wozu dieses Bestreben, den Verbrecher zu „verbessern“, wo seine Hinrichtung vom Standpunkte der „Liebe seiner selbst um seiner selbst Willen“, viel einfacher und zweckmäßiger ist. Mit Todesstrafe sollte nach Fichte der Mörder bestraft werden, wenn eine solche Strafe, von seinem Standpunkte aus, angewandt werden dürfte. Ein gemeiner Mörder gehört aber für gewöhnlich zu jener Klasse der Verbrecher, die man seit Wahlberg als Gewohnheitsverbrecher bezeichnet und die im allgemeinen unverbesserlich sind. Und wozu den Mörder verbessern, wenn er nach Fichte sein Leben lang eingesperrt bleiben soll? Die Früchte der Verbesserung kämen weder dem Verbrecher noch der Gesellschaft irgendwie zunutze.

Fichte, der zu edel sein wollte und die Moralität, diesen vulnerabelsten Punkt der Persönlichkeit, in allen Fällen und immer bei Seite lassen wollte, mußte auf Widersprüche stoßen, sobald sein moralisches Fühlen sich unwillkürlich gegen das Unmoralische im Rechte sträubte. In solchen Fällen mußte Fichte das Moralprinzip in das Strafrecht einführen, und während er selbst zugibt, daß Volk und Regierung durch Ausübung des Rechts sich über die Rechtlichkeit „zur Einsicht in die Sittlichkeit“ erheben soll, das Recht, das also mit Moral nichts zu tun haben soll, als Mittel oder als Weg zur höheren Moral betrachtet und somit das Moralprinzip in das Recht, man könnte sagen, fast bewußt einführe, tut er es doch so, als ob er daselbst den Widerspruch nicht merkte. Vielleicht merkte es aber auch wirklich nicht, verblendet durch die leere Formel: Moral sei „Liebe der Pflicht um der Pflicht wegen“. Aber gerade von diesem Standpunkte aus erweist sich das Strafrecht als auf moralischen Grunde gebaut, da, wie wir eben angeführt haben (s. Anmerkung), „Liebe seiner selbst um seiner selbst willen“, „Liebe der Pflicht um der Pflicht wegen“ ist, und alles Recht als auf diesem Prinzip gebaut ist nach Fichte im Grunde moralisch, obwohl er sich rühmt, daß er der erste ist, der zwischen „praktischem Gesetz“ (also Moral) und Rechtsgesetz (also auch Strafrecht) eine strenge Grenze gezogen hat. Philosophie ist eben ein zweisehnidiges Schwert, und man verfällt oft philosophierend krassen Sophismen, ohne die leiseste Ahnung davon zu haben.

Viel konsequenter und wissenschaftlicher ist der moderne Rechtsgelehrte v. Liszt, der was die Moral im Strafrecht anlangt, auf demselben Standpunkte steht wie Fichte. Auch v. Liszt ist der Meinung, daß die Moral so gut wie für nichts im Strafrechte sei, denn die Strafe ist ursprünglich ein blinder Instinkt, eine Triebhandlung: „Die Strafe ist ursprünglich, d. h. in jenen primitiven Formen, welche wir im Uran-

fange der menschlichen Kulturgeschichte zu erkennen vermögen, blinde, instinktmäßige, triebartige, durch die Zweckvorstellung nicht bestimmte Reaktion der Gesellschaft gegen äußere Stimmungen der Lebensbedingungen des einzelnen, wie der vorhandenen Gruppen von Einzelindividuen. Aber allmählich verändert die Strafe ihren Charakter. Ihre Objektivierung, d. h. der Übergang der Reaktion von den zunächst beteiligten Kreisen auf unbeteiligte, ruhig prüfende Organe ermöglicht die unbefangene Betrachtung ihrer Wirkungen. Die Erfahrung erschließt das Verständnis der Zweckmäßigkeit der Strafe. Sie gewinnt durch den Zweckgedanken Maß und Ziel, die Voraussetzungen der Strafe (das Verbrechen) sowie Inhalt und Umfang derselben (das Strafsystem) werden entwickelt; in der Herrschaft des Zweckgedankens wird die Strafgewalt zum Strafrecht. Aufgabe der Zukunft ist es, die begonnene Entwicklung weiter zu führen im gleichen Sinn; die blinde Reaktion konsequent umzugestalten in zielbewußten Rechtsgüterschutz“.

Wir sehen, daß v. Liszt der Moral im Strafrecht mitzusprechen nicht erlaubt. Das Strafrecht ist einem blinden, wilden Triebe, wie leicht zu erkennen, der Rache entsprungen. Die Rache als blinder Instinkt, hatte weder Maß noch Ziel und war gewöhnlich Blutrache. Diese Form der Strafe, die Strafgewalt, umwandelte sich allmählich in Strafrecht nicht, indem irgendwelche moralische Bedenken gegen die primitive Form der Strafe bei dem Menschen wach geworden sind, sondern auf Grund eines Vorganges, den aus leicht verständlichen Gründen v. Liszt uns nicht schildern kann, der aber offenbar parallel mit dem „Staatswerden“ ging und zur Objektivierung der Strafe, zum Strafrechte, führte. Das Strafrecht läßt sich ausschließlich vom Gedanken der Zweckmäßigkeit leiten und hat mit Moral weiter nichts zu tun. v. Liszt ist darum nicht wie Fichte durch die Todesstrafe skandalisiert, wenn sie nur in das Strafsystem aufgenommen ist, und er meint, daß man im Zuchthause schwerlich ohne Prügel auskommen wird: die Zuchthäusler dürfen geprügelt, und zwar ordentlich geprügelt werden!

Das ist eine klare Sprache. Gebe ich einmal zu, daß das Strafrecht seinen Ursprung in einem tierischen Instinkt, in der Rache hat, so gibt es für einen konsequent denkenden Geist nur zwei Möglichkeiten, um sich mit dem Strafrechte auseinanderzusetzen. Entweder gebe ich dem etatistischen durchaus unedlen Instinkt der Rache nach, dann existiert für mich das Strafrecht, ohne daß ich mich durch Todesstrafe und Prügel schoquiert zu fühlen brauche, oder ich erhebe mich über den Instinkt der Rache, dann existiert für mich das Strafrecht überhaupt nicht mehr.

Aber das Strafrecht existiert, es existiert in seiner häßlichsten Form, in der Form einer objektivierten Rache, die zwar zweckmäßiger

und nicht so blutdürstig ist wie die individuelle Rache des Urmenschen, aber dennoch Rache ist: Strafrecht ist im Grunde genommen Racherecht.

Und man muß sich mit dem Strafrecht als einer Realität abfinden, man muß zu ihm Stellung nehmen, ohne es zu verwerfen, will man nicht als ein außerhalb des Lebens stehender Phantast, dem jeder Sinn für die bittere Notwendigkeit der Anpassung an die gegebenen Verhältnisse fehlt, eingeschätzt werden.

Und das ist auch der Grund, warum wir unseren Ausführungen über moralische Imbezillität noch ein Kapitel über Moral und Recht hinzufügen, ein Kapitel, das wir in dem Rahmen der gegebenen Arbeit nicht genügend entwickeln können, ohne daß die vorliegende Arbeit eine zu wunderliche Gestalt annehmen soll. Wir wollen uns begnügen mit dem Rechtssystem eines so bedeutenden Philosophen, wie es Fichte ist, und mit der Theorie eines nicht minder bedeutenden Rechtsgelehrten, wie es v. Liszt ist, um zu zeigen, daß der Standpunkt des Rechts nicht der der Moral ist und daß man die Übung des Strafrechts höchstens als ein Mittel, der wahren Moral näher zu treten, betrachten kann. An sich ist das Strafrecht nicht moralisch, denn das Strafrecht, wie es bei uns geübt ist, ist objektivierte Rache. Eine Gesellschaft, die ihre Verbrecher durch Zuchthaus, Prügel, Hinrichten bestraft, hat kein Recht ihre Verbrecher „moralisch imbezille“ zu nennen, denn sie übt ihren Verbrechern gegenüber keine höhere Moral als diese der Gesellschaft gegenüber. Wer weiß, ob die Verbrecher nicht aufgehört hätten, zu morden, wenn die Gesellschaft die Mörder ihrerseits nicht gemordet hätte. Und letzten Endes ist ja die Gesellschaft selbst wenigstens z. T., an dem Verbrechen vieler Verbrecher schuld! Gewiß können wir ohne ein Strafrecht nicht auskommen, denn nur eine minimale Zahl von Menschen kann ihren Blick an der höchsten Moral fixieren und auch dann nicht immer auf der Höhe bleiben. Das Strafrecht sollte aber so mild gestaltet werden, wie nur möglich, es soll mehr zur Mahnung als zur Strafe dienen, und über Geldbußen und Internierung in Irrenanstalten, sollte es nicht hinauskommen. Wenn das Strafrecht wirklich nur Schutz gegen die Verbrecher sein soll, so ist die Gesellschaft durch solche Maßnahmen dazu genügend geschützt, und die Verbrecher selbst werden durch milde Strafen kaum zu neuen Verbrechen angefeuert werden. Unser Vorschlag also, die Verbrecher weder als Verbrecher zu strafen noch als „moralisch Imbezille“ zu erniedrigen, um sie dadurch der Strafe zu entziehen, während andere Tausende solcher „moralisch Imbezillen“ doch aller Strenge des Gesetzes nach gefoltert werden, unser Vorschlag also, die Verbrecher vom moralischen Standpunkte her zu behandeln, um solchen Inkonsequenzen aus dem Wege zu gehen, hat gar nichts Phantastisches an sich. Es handelt sich darum, das Strafsystem zu mildern, die Zuchthäuser in Irrenhäuser umzuwandeln und den Verbrecher, den wir lieber

als den Fehlerhaften bezeichnen möchten, der Fürsorge und verständnisvollen Behandlung des Arztes zu übergeben. Ist das Ziel der Zuchthäuser wirklich das den Verbrecher zu „verbessern“, so ist dieses Ziel gewiß verfehlt. Verbessern kann man nur durch gutes Beispiel und durch teilnehmende, verständnisvolle Rücksichtnahme auf die spezielle Seelenverfassung des Individuums. Eine rohe Behandlung, wie sie in Zuchthäusern geübt wird, dient nur dazu, die wilden Instinkte des Verbrechers zu nähren, und einmal aus dem Zuchthause freigelassen, ist das Bestreben der Verbrecher, sich wieder an der Gesellschaft zu rächen, die ihn für seine fehlerhafte Handlungsweise so roh- und unmoralisch behandelt hat. Daß die Rückfälle der Verbrecher mindestens z. T. aus Rache für die Mißhandlung im Zuchthause geschieht, steht für uns außer Zweifel. Kann man denn wirklich vom Verbrecher verlangen, daß er tugendhafter sein soll als die Gesellschaft, die ihn durchaus nicht nach den Maximen der Tugend behandelt, sondern nach denen der Rache?

Wir sind uns bewußt, daß eine Reform des Strafrechts, wie wir sie verlangen, wenn sie auch nicht Phantastisches in sich hat und eher praktischer sich gestalten würde als das bis jetzt geübte Recht, für ihre Durchführung viele und große Opfer seitens des Staates und seiner führenden Männer verlangt. Sollten uns aber etwa die Schwierigkeiten der Aufgabe abschrecken? Sucht denn nicht der schaffende Geist des Menschen Schwierigkeiten, immer größere Schwierigkeiten zu überwinden? Und wären denn die Opfer, mögen sie noch so groß sein, im gegebenen Falle nicht genügend belohnt? Ist denn unser Hauptziel nicht dasjenige, eine glücklichere, tugendhaftere Menschheit als die, die wir jetzt haben, und in der wir unseren Kräften nachwirken, zu schaffen? Und ist denn eine andere Möglichkeit da, die Menschheit über sich selbst zu erheben, wenn nicht durch die Übung der Moral des Individuums und der Gesellschaft? Eine Umwandlung des Strafrechts in ein Moralrecht ist der erste Schritt auf dem Wege zu einem solchen Ideal!
